

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

103.

Donnerstag, am 25. December 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Eine Badereise.

Wahrheit und Dichtung von C.

(Schluß.)

Wilhelmshöhe und Mariaschein.

Am andern Tage war die Partie nach der Wilhelmshöhe. Rosalie fuhr mit mir und zwei unbedeutenden jungen Herren in einem Wagen, vor uns fuhr ihr Gatte die Berden, und ein Omnibus mit Herren und Damen jedes Alters beschloß den Zug. Still und einsylbig, nur mit unseren Gedanken beschäftigt, fuhren wir dahin; unsere Begleiter seufzten, sie langweilten sich, und das um so mehr, da sie sich gegenseitig wenig kannten. Aus Mitleid und um Rosaliens Aufmerksamkeit von dem vor uns herfahrenden Paare abziehen, wo freilich die Unterhaltung sehr lebhaft war, schüttelte ich den eigenen Trübsinn von mir und suchte ein Gespräch einzuleiten, was die

Blicke nach verschiedenen Richtungen zog, indem ich bald nach diesem, bald nach jenem in der Entfernung sichtbaren Orte fragte.

In Mariaschein angekommen, fanden wir die Kirche voller Gerüste. Die Bilder wurden restaurirt, die Frescogemälde frisch übermalt. Ein Teplitzer Maler hatte diese Arbeit übernommen. Es sollen unter den Altarbildern einige sein, die nicht ohne Werth sind, doch konnten wir nicht darüber urtheilen, weil die Gerüste Alles verdeckten. Nur die ganz frei auf einem hohen Chore stehende Orgel prangte in neuer Vergoldung, und die Engel mit goldenen Harfen und Posaunen, welche sie umgaben, schienen von den Sonnenstrahlen, die durch die hohen Fenster fielen, magisch beleuchtet in freier Luft zu schweben, und ich glaubte die Klänge ihrer Harfen zu hören, wie sie Hymnen zum Lobe des Allmächtigen spielten. Die ganze Kirche strotzt von Gold und Verzierungen, sie ist von den Jesuiten an der Stelle erbaut, wo man der Sage nach das wunderthätige Muttergottesbild in einem Baume fand. Dieses selbst zu sehen, war mir unmöglich, da es sehr hoch

über dem Altare in einem kleinen mit Glas bedeckten Schreine angebracht ist, und mit Glittergold und Blumen so umgeben war, daß man die sehr kleine Figur der Mutter Gottes kaum herausfinden konnte. Den um die Kirche herumlaufenden Bogengang verunzieren erbärmliche Gemälde, welche Wunder der Heiligen und der heiligen Jungfrau darstellen. Besonders zeichnet sich das Bild aus, wo der Graf von Martinez in Prag aus den Fenstern des Gratschin gestürzt wird und unverfehrt unten anlangt, weil er im Fallen die heilige Jungfrau anruft. Man sieht den stürzenden Grafen mit offenem Munde, woraus dreimal: Maria, Maria, Maria! hervorgeht. Das erste ist schon weit in die Luft hinaus, während das dritte noch zwischen den Lippen steckt. Auf welcher niederen Stufe muß die Kunst gestanden haben, als dies Bild gemalt wurde.

Als wir Mariaschein verließen, zeigte sich uns ein anderes Bild, ein rührendes Genrebildchen. Unter einem Erlengebüsch saß ein Knabe, der Ziegen hütete; eine Ziege stand neben ihm; er hatte seine Arme um ihren Hals geschlungen, seinen Kopf an den ihren gedrückt, und seine langen blonden Locken flossen über Kopf und Hals des Thieres. Weiter im Vordergrund lag ein kleines Mädchen schlafend auf dem Rasen, glühendroth von den auf sie fallenden Sonnenstrahlen; ihr einer Arm lag über den Kopf, von dem der Strohhut heruntergefallen war, die andere Hand hielt noch ein kleines Körbchen, worin Nester von bunten Beuchen ihre Beschäftigung andeuteten. Rings um sie herum saß eine Anzahl schneeweißer Gänse, schlafend wie sie und dicht um ihre Führerin geschaart. Ein kleiner schmaler Bach floß wie ein Silberfaden zwischen dem grünen Rasen unter den Erlen hin. Es war ein Bild voll unendlicher Ruhe und Lieblichkeit, und ich bedauerte, daß keiner unserer Herren ein Maler war, um es gleich skizziren zu können.

Am Fuße der Wilhelmshöhe angelangt, verlangten viele der Damen Träger. Auch Rosalie mußte von diesem Transportmittel Gebrauch machen, weil ihre schwache Brust das Bergsteigen nicht vertrug. Ich aber schritt rüstig hinter Fräulein Werden und Herrn von D. her, so sehr sie auch ihren Schritt beeilten, und so wenig meine

Nähe ihnen wünschenswerth schien. Auf der Höhe angelangt, überraschte mich der sich uns darbietende Anblick so, daß ich das Paar willig sich selbst überließ und im Genuß der schönen Gegend schwelgte. Reich, schimmernd im Abendroth lag das reizende Thal vor uns ausgebreitet, im Vordergrund der Schloßberg, der klein erschien gegen die ihn überragenden Berge, zwischen denen der Milleschauer stolz wie ein König thronte, weiter rechts die Ruinen von Kostenblatt und der Bilinearer Felsen, im Thale Teplitz und unzählige Dörfer, links vom Milleschauer die übrigen Berge des Mittelgebirges, die sich an die sächsischen Berge anschließen, im Thale Mariaschein, links der Geiersberg und die Mollendorfer Höhe, an deren Fuße man mit einem guten Fernrohre das russische Monument entdecken konnte. Dies Alles vom Purpur der scheidenden Sonne übergossen, in den verschiedensten Tinten schimmernd, vom tiefsten Schatten der Schluchten bis zu den rosig glänzenden Gipfeln der Berge, alle Bäume rosig, die Fenster der Kirchen und Häuser funkelnd wie Gold und Edelsteine, die Luft durchsichtig und rein, der Himmel tiefblau, im Osten rosenroth wie das ganze Thal, im Westen die scheidende Königin des Tages, wie sie liebend noch auf ihre Erde blickt und ruhig scheidet wie das Bewußtsein einer guten That! Ich war entzückt und erhob, die Welt um mich vergessend, meine Seele im Dankgebet zu dem Schöpfer dieser Herrlichkeit. Plötzlich erweckte mich ein Zischeln und Flüstern in meiner Nähe, ich sah um mich, und erblickte in einiger Entfernung Fräulein Heli, weit über die Brüstung gebogen, anscheinend, um die Aussicht in ihrem ganzen Umfange zu genießen, und neben ihr D., der sie sorgsam stützend seinen Arm um sie gelegt hatte, was wohl die Ursache des Flüsterns meiner Nachbarinnen sein mochte. Mergstlich suchten meine Augen Rosalie. Sie lehnte todtenbleich an einem Pfeiler und schien sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten. Ich eilte zu ihr und führte sie zu einem Sige, der etwas von der Gesellschaft entfernt war; dann näherte ich mich dem Paare, und indem ich laut die schöne Gegend pries, sagte ich halblaut zu Herrn von D.: „Ist es erhört, so Ihre Frau zu demüthigen, sie so den neugierigen Blicken der Menschen Preis zu

geben?" Er sah sich um, und als er die Todtenblässe auf Rosaliens Wangen sah, eilte er mit allen Anzeichen des Schreckens zu ihr. „Ich fürchtete es wohl," sagte er, „daß die Abendluft und der scharfe Zug auf diesen Bergen Dir schaden würde, und ich kann es mir nicht verzeihen, Dich beredet zu haben, uns zu begleiten! Komm, laß uns schnell nach Hause fahren," fügte er hinzu, „Herr von B. wird die Güte haben, Fräulein von Werden zu fahren," und ehe diese sich von ihrem Erstaunen erholen konnte, noch ihre Einwilligung zu dem Tausche ihres Führers gegeben hatte, hüllte er die noch immer bleiche Rosalie in ihren Mantel und führte sie sorgsam den Berg hinunter. In den kleinen feurigen Augen des Fräuleins blitzte es wie Bohn, doch suchte sie sich zu fassen und nahm bald den Arm ihres neuen Begleiters, weil, wie sie sagte, der Zustand ihrer Freundin ihr Sorge mache. Ich aber feierte einen Triumph in der Seele Rosaliens, und verzieh Herrn von D. willig einen Theil seiner Platterhaftigkeit, hoffend, daß nun die wenigen noch übrigen Tage ruhig vorübergehen würden.

Kloster Dffegg.

Am andern Morgen ließ mir Rosalie sagen, sie fühle sich zwar noch etwas matt, doch sonst ganz wohl, jedoch würde sie die für heute angesagte Partie nach Dffegg lieber nicht mitmachen, ließe mich aber sehr bitten, daran Theil zu nehmen. Wohl verstand ich diesen Wunsch, den sie mir später noch mündlich aussprach, — die Arme, wie weit war sie noch von jener Schwesterliebe entfernt, die sie versuchen wollte, sich anzueignen! Ich sollte von der Partie sein, weil sie von mir Alles zu erfahren hoffte, ich sollte eine Art Aufsicht führen, dies war der ihr vielleicht selbst nicht recht klare Grund ihrer Bitte, der ich nachgab, als auch Herr von D. sie aussprach mit dem Zusatz, daß ich doch mit ihm und Fräulein Werden und noch einer anderen Dame fahren möchte. Rosaliens Gesicht verklärte sich bei diesen Worten, und bittend sprachen ihre Augen: nimm es doch an! und ruhten dann mit einem langen, dankbaren Blick auf ihrem Manne. Ganz nach dieser Einrichtung fuhren wir am Nachmit-

tag ab; Fräulein Werden war funkensprühend von Wit und guter Laune, sie scherzte unbefangen mit D., und ich dachte darüber nach, wie dieser leichtfertige Herr es wohl angefangen haben möchte, um beide Frauen zu beruhigen, beide in gute Laune zu versetzen. In Dffegg angelangt, beschloß die ziemlich zahlreiche Gesellschaft, erst im Gasthose Kaffee zu trinken, ehe man zur Besichtigung des Klosters schritt. Als die Wagen vor dem Hause hielten, sprang ein langer Mann mit einer Serviette unter dem Arme an den Schlag, half beim Aussteigen und versicherte mit einem großen Wortschwall, daß alle Sachen in den Wagen bleiben könnten, daß der Kaffee gleich bereit sein würde, der, wie wir Alle wissen würden, nur dann recht wohlschmeckend sei, wenn er frisch gebrannt und frisch gemacht würde. Einstweilen brachte er, stets mit der Serviette unter dem Arme, eine große Caraffe mit Wasser und Gläsern, nicht ganz nach Zahl der Personen, und als nach einer halben Stunde der Kaffee noch immer nicht kam, erschien er abermals mit zwei hoch aufgetürmten Tellern voll Hörnchen, Abendblatt und Semmeln, und versicherte süß lächelnd: er wolle der geehrten Gesellschaft einstweilen einen kleinen Imbiß bringen. Einer unserer Herren, dem er schon lange bekannt vorgekommen war, fragte ihn, ob er der Wirth sei, was er verneinte. „Der Wirth ist mein Freund," fügte er hinzu, „und da meine Gesundheit mich nöthigt, eine Zeit lang in hiesiger Gegend zu bleiben, so unterstütze ich ihn ein wenig." — „Nun bin ich meiner Sache gewiß," rief Herr von S., als der Mann das Zimmer verlassen hatte, „es ist dies der Improvisator S., der kürzlich in Teplitz eine improvisatorisch-declamatorisch-musikalische Akademie gab!" — Uns Alle belustigte es ungemein, den Improvisator als improvisirten Gastwirth mit der Serviette unter dem Arme zu finden, und in der heitersten Stimmung wanderten wir, als endlich der Kaffee erschienen war, wobei der Improvisator noch beinahe das Unglück gehabt hätte, die Kannen umzuwerfen, dem Kloster zu. Dieses vom Grafen Johann von Milgost und Sclawko Grafen von Billin gegründete Stift liegt auf einer mäßigen Anhöhe, am Fuße zweier hoher Bergspitzen, des Riesens und des Spitzberges, und ge-

währt von weiten mit seinen Haupt- und Nebengebäuden einen großartigen Anblick. In der Kirche, welche uns zuerst gezeigt wurde, befindet sich das marmorne Grabmal eines ihrer ersten Prälaten, eines Grafen Selawko, und mehrere werthvolle Gemälde. Die Kirche selbst soll von einem alten italienischen Baumeister erbaut sein und ist kolossal in ihren Dimensionen. Von ganz besonderer Schönheit und altgothischer Bauart soll der alte von den Hussiten verschont gebliebene Kreuzgang mit dem Kapitelsaale sein, der aber nur den Männern gezeigt wurde, da es den Damen nicht gestattet wird, das Innere des Klosters zu betreten. Eine Dame aus der Gesellschaft, welche sah, daß Frauen Obst und Gemüse in das Kloster trugen, sagte zu einem der Brüder, welcher in der Thür des Kreuzganges stand: „Wenn es diesen Frauen gestattet ist, das Kloster zu betreten, weshalb sind wir ausgeschlossen?“ Der Mönch lächelte. „Wir möchten wohl gerne die Damen einlassen,“ sagte er, „allein wir dürfen nicht, es ist gegen die Regel. Die Wohnung des Prälaten ist aber an bestimmten Tagen der Woche den Besuchenden offen, und auch Frauen ist der Zutritt nicht versagt.“ Aus dem Speisesaal dieser im obern Stockwerk der Abtei gelegenen Wohnung genießt man eine überaus schöne Aussicht, man hat die Burg Seiersberg, den Teplitzer Schloßberg mit seiner Ruine, die Burg Kostenblatt, einen Theil der Trümmer auf dem Brüxner Schloßberge und die Riesenburg vor sich, unten geht der Garten terrassenartig hinab und führt das Auge in das selbst einem Garten ähnliche Vila-thal. Links vom Saal ist in einer Reihe Zimmer eine ziemlich bedeutende Bildersammlung aufgestellt, die mehrere ausgezeichnet schöne Gemälde enthält, einen Christuskopf, angeblich von Carlo Dolce, eine Jungfrau von Cignani mit dem Ausdrucke des tiefsten Seelenschmerzes im Gesicht, ein Blumenstück von Hugsun, andere von Gerhard, Dawneer, van der Werst, Bouwermann, Boussin u. s. w. In einer Ecke am Fenster, fast ganz von dem geöffneten Thürflügel bedeckt, bemerkte ich das Bild der Marquise von Pompadour. Ich fragte den Cicerone, wer dies sei. Er antwortete: „Man weiß es nicht, aber der Herr Prälat haben es in den Winkel gehängt, weil es ein Frauenzimmer

ist!“ — Da es Einigen aus der Gesellschaft einfallen war, daß man auf dem Rückwege Dux mit besuchen könnte, so beeilten wir uns, Dffegg zu verlassen. Der ganze Himmel war heiter und vor uns lag das Thal im Abendglanz, aber dichte schwarze Wolken über die Berge, die uns erreichten, als wir in Dux einfuhren, und sich als sehr unwillkommener Regen über uns ergossen, so daß wir nur das Innere des Schlosses besehen konnten, und auch dies, weil der Abend schon herein dunkelte, nur sehr flüchtig. In großer Eile besahen wir die für einen Privatmann sehr bedeutenden Sammlungen von alten Waffen, Mosaiken, Arbeiten in Holz und Elfenbein, Gemmen, Porzellan, Malereien u. s. w. Man zeigte uns den Ringfragen des Herzogs von Friedland, die Partisane, an welcher noch der Rost von seinem Blute sein sollte, und einen Brief von seiner Hand, allein wir eilten, um oben im großen Saale sein Bildniß, von van Dyk gemalt, zu sehen. Leider war aber die Dämmerung schon zu weit vorgeschritten, der Saal sehr hoch und die Farben so nachgedunkelt, daß es helles Sonnenlicht bedurft hätte, um deutlich zu unterscheiden, und wir verließen Dux mit der sich uns abermals aufdringenden Bemerkung, daß es nicht gut ist, zu viel auf einmal sehen zu wollen.

Während der ganzen Fahrt war Herr von D. und Fräulein Heli in den strengsten Grenzen des äußeren Anstandes geblieben, ja er schien sie absichtlich zu vernachlässigen, aber einige verstohlen gewechselte Blicke, die meiner Beachtung nicht entgingen, ließen mich vermuthen, daß ihr Einverständnis um so sicherer begründet sei, je sorgfamer sie anfangen, es der Welt zu verbergen; doch konnte dies eigentlich nur von Herrn von D. gesagt werden, denn das Fräulein schien nach Art der Heldinnen der neuern Romane durchaus nichts Anstößiges in dem Verhältniß zu einem verheiratheten Manne zu finden, und deutlich sah ich, daß sie nur D.'s Weisungen folgte, indem sie sich vorsichtiger benahm. Mir bangte vor dem Schmerz der armen Freundin, denn die jetzige Vorsicht schien mir von schlimmerer Vorbedeutung, als die sonstige Rücksichtslosigkeit.

„Wann werden Sie abreisen?“ fragte ich Herrn von D., als wir im Wagen waren.

„Ich denke bald,“ erwiderte er, „aber den Millefchauer müssen wir erst sehen, und diese Partie soll und muß Rosalie mitmachen.“

Der Blick des Bornes zuckte wieder im Auge des Fräuleins, während der Mund lächelte und sie diesem Ausspruch beistimmte. Ich hörte einst von einer alten Dame erzählen, die in ihrer Jugend ihrem Liebhaber eine Ohrfeige gegeben habe, weil er bei einem Soupé seiner Frau ein Aepfelcompot gereicht, bevor sie davon genommen hatte. Ein ähnliches Gelüste schienen die Blicke im Auge des Fräuleins anzudeuten, doch in den scharf ausgeprägten Zügen des Herrn von D. lag nicht das Princip der Duldung, und so unterdrückte sie klug ihren Unwillen.

Der Millefchauer oder Donnersberg.

Mehrere Tage vergingen, ehe diese vielbesprochene Partie zur Ausführung kam, theils verhinderte es die Bitterung, theils gestattete Rosaliens Befinden ihr keine Anstrengung. Während dieser Tage war D. musterhaft für seine Frau, er begleitete sie auf den kürzeren Spazierwegen und überließ das Fräulein der Gesellschafterin, ja es kamen sogar Promenaden und kleine Parteen vor, an denen das Fräulein gar nicht Theil nahm. Rosaliens Züge erheiterten sich mehr und mehr, auf ihren blassen Wangen kehrte ein leiser Anflug von Röthe zurück, und gleichsam als wolle sie ihrem Manne und dem Fräulein ihren Verdacht abbitten, war sie noch freundlicher und zuvorkommender gegen dieselbe, und so kam der zur Fahrt nach dem Berge bestimmte Tag heran. Um nicht abermals widerstrebende Meinungen zu haben, hatte sich nur eine kleine Gesellschaft vereinigt, und ein Omnibus faßte Alle in seinen weiten Raum.

Unter Scherz und heiteren Gesprächen langten wir im letzten Dorfe am Fuße des Berges an, die älteren Damen nahmen Träger, die Jugend sprang lachend voran, rechts und links vom Wege ab führte sie die Lust, Gebirgsblumen und Heidelbeeren zu suchen, und mit dieser unschuldigen Beute beladen kehrten sie von Zeit zu Zeit zu den Tragsesseln zurück, mitleidig den Armen von ihren Schätzen spendend, die solch ein Glück, als

es ist, frei in den Bergen herumzuklettern, nicht selbst mehr genießen konnten. So kamen wir auf der Spitze des Berges an und unwillkürlich fielen mir die Worte der Schrift ein: und der Teufel führte ihn auf einen Berg und sagte: alle die Länder der Erde gebe ich dir, wenn du niederfällst und mich anbetest! — Ein Gefühl der Anbetung kam auch über mich, aber der Anbetung dessen, der diese schöne Welt erschaffen hat, und ich fühlte, daß man dem Versucher widerstehen kann, wenn man seine Allmacht in seinen Werken betrachtet! — Ein natürliches Rundgemälde, wie man es selten, fast nie erblickt, stellte sich unseren Blicken dar, das ganze herrliche Böhmerland lag vor uns ausgebreitet, in weiter Entfernung das Gebirge hinter Prag, die Schneekoppe im Riesengebirge, die Lausche bei Zittau, der Schneeberg bei Teitschen, die Kette des Erzgebirges von Mollendorf, wo man mit bewaffneten Augen die Kapelle deutlich sehen konnte, bis hinter Kadon und Prosnitz, im malerisch schönen Vordergrund die Gegenden von Lobositz und Leitmeritz, die Weingebirge von Aussig, die Klöster Mariaschein und Dffegg, die Städte Dux und Brüx von spiegelnden Teichen umgeben, das Bergstädtchen Klostergrab, Theresienstadt, Melneck, Raudnitz. Ernst und würdevoll an eine ernste Vergangenheit mahnend, sahen die Burgen hinab in's Thal, wir zählten deren vierzehn bis sechszehn, die Seyersburg, die Rosenberg bei Graupen, Blanckenstein, Woppare, Radegg, Kostenblatt, die Riesenburg u. a. m. Nach Teplitz zu nahm die Gegend einen idyllischen Charakter an, und malerisch schön lag in der Bergschlucht Graupen mit der Wilhelmshöhe und der Rosenberg. Auf dieser Burg lebte einst, wie die Sage erzählt, bei ihrem Onkel Theim von Koltitz, ein wunderschönes Fräulein, Catharine Gräfin von Dohna. Sie erwählte unter den vielen Bewerbern um ihre Hand den Ritter Gotsche, der ein Schaf im Wappen führte und später Schafgotsche genannt wurde. Von Karl IV. zur Begleitung seines Sohnes Wenzel gerufen, mußte Schafgotsche seine angebetete Catharine verlassen, welche ihm unverbrüchliche Treue bis zu seiner Rückkehr gelobte. Bei Wenzel's Hofstaat befand sich Friedrich von Schönburg aus Sachsen, welchem Schafgotsche viel von dem hol-

den Fräulein von Dohna erzählte, und ihn bat, da er bald nach Sachsen zurückging, den Weg über Graupen zu nehmen und seine schöne Geliebte innigst von ihm zu grüßen. Friedrich that, wie ihm geboten, allein von der heftigsten Liebe für Catharine entbrannt, verleumdete er seinen Freund, und benutzte die Entrüstung der Jungfrau, um sie zur Ehe mit ihm zu überreden. Das Beilager wurde auf der Graupner Burg, jetzt Rosenburg, mit aller Pracht gefeiert, und der arme Schafgotsche erfuhr diesen Schlag erst drei Monate nachher, als er mit Kaiser Karl in Pirna war. Der Schlag warf ihn auf's Krankenlager, wodurch der Kaiser die Geschichte erfuhr, und nur die Sorge, der Landfrieden möchte gestört werden, hielt ihn ab, die Genugthuung zu genehmigen, welche der Betrogene beabsichtigte. Friedrich von Schönburg diente unter des Landgrafen von Thüringen Truppen, welcher den Grafen von Nassau so drängte, daß er sich in die Stadt Erfurt werten und eine Belagerung aushalten mußte. Karl wollte den Streit vermitteln und zog mit seinem Sohne Wenzel selbst nach Erfurt. Bei einem Ausfalle, welchen die Nassauer machten, kam ein Thüringer Ritter so in's Gedränge und erhielt so viele Wunden, daß er kaum sich aufrecht erhalten konnte. Schafgotsche, dies wahrnehmend, arbeitet sich durch die Feinde, rettet ihn von dem tödtlichen Streich und hilft dem Erschöpften wieder auf. Die Nassauer mußten in die Stadt zurückziehen, und Karl eilte selbst auf den Wahlplatz, wo er Schafgotsche noch mit dem Verbinden der Wunden beschäftigt fand. „Wie nennst Du Dich,“ fragte der Kaiser den Geretteten. „Fritz von Schönburg.“ Forschend blickte der Kaiser auf Schafgotsch, — allein dieser, allen alten Groll vergessend, fährt fort, die Wunden zu verbinden, und gerührt reicht der Kaiser ihm die Hand. Aber Schafgotschens Hand war blutig, er wischt sie auf seinem silberhellen Schilde ab, wodurch auf diesem vier blutige Streifen entstanden. „Laß sie einrostn,“ sagt der Kaiser, „sie sollen zum Denkmal einer ritterlichen Handlung bleiben.“ Seitdem führen die Schafgotsche statt des Schafes ein viermal rothgestreiftes Schild im Wappen, und der Kaiser belehnte ihren Ahn noch mit Hirschberg, Greifenstein und Greifenberg. Aber Friedrich von

Schönburg's Ehe blieb nicht glücklich, denn Catharine, von Allem unterrichtet, entzog ihm ihre Liebe. — So erzählte ein älterer Herr aus unserer Gesellschaft, und mit doppeltem Interesse hörten wir die Sage der Vorzeit, während unser Auge auf ihren Trümmern ruhte.

Auf der abgeplatteten Spitze des Berges stehen Stroh-, Rinden- und Moosshütten, die auch zum Nachtlager eingerichtet sind. Angenehm überraschte es uns, in ihrer Mitte eine kleine mit Blumen und anderen Zierrathen ausgeschmückte Kapelle zu finden. Ein Landmann aus der Gegend hat alle diese Einrichtungen auf eigene Kosten gemacht; man nennt ihn scherzweise den Obersten vom Berge. Der Name Donnersberg soll daher kommen, daß der Berg die über den Gipfel hinziehenden Wetterwolken anzieht, daß sie aufsetzen und ihm dann das Ansehen eines rauchenden Vulkans geben. Unter heiteren Scherzen wurde das recht gute Mittagmahl auf einem freien Platze, umgeben von hohen Mooswänden, die Schutz gegen den hier stets herrschenden Wind gewährten, verzehrt, der Kaffee in einer nach Mittag gelegenen Nische getrunken, und als die Sonne sich zum Untergange neigte, verließen wir den Berg, um noch vor eintretender Dunkelheit Tepliz zu erreichen.

Während des ganzen Tages hatte Herr von D. sich mit größter Vorsicht benommen, Rosalie war heiter und gab sich ungetheilt den Eindrücken dieser herrlichen Natur und der geselligen Freude hin; Fräulein Heli's Augen hingen nicht wie gewöhnlich nur an Herrn von D.'s Blicken, sie war gesprächig und liebenswürdig für alle Welt, und mit ungetrübter Heiterkeit schieden wir von einander.

Katastrophe.

Eine leichte Erkältung fesselte mich den nächsten Tag an's Zimmer, ich hörte nichts von Rosalien, aber am zweiten Tag erhielt ich ein mit zitternder Hand geschriebenes Billet, worin sie mich dringend bat, sie zu besuchen, da sie meiner sehr bedürfe. Erschrocken warf ich die Mantille um und eilte zu ihr. Ich fand sie in fieberhafter Aufregung, wobei eine Todtenblässe ihr Gesicht bedeckte. Um sie herum standen Koffer und Kisten, und Alles deutete auf eine augenblickliche Abreise.

„Mein Gott, was ist geschehen!“ rief ich, indem ich Rosaliens eiskalte Hand faßte.

„Setz Dich zu mir, Du sollst es hören,“ erwiderte sie. Aber nur mit Mühe erfuhr ich den Zusammenhang, da Rosaliens Aufregung ihr nicht gestattete, folgerichtig zu erzählen. Sie hatte am Morgen nach der Partie auf den Willechauer etwas zu ihrer bevorstehenden Abreise ordnen wollen, und mit nicht geringem Erstaunen ein Paquet Briefe mit der Handschrift des Fräuleins gefunden, ihr Argwohn war am Abend vorher durch den sehr zärtlichen Abschied, ihr Mann und Fräulein Heli, den beide, sich unbeachtet wäbnend, von einander genommen hatten, wieder rege geworden, und sie stand nicht an, die offenen, ohne Adresse befindlichen Briefe zu lesen. Wer beschreibt den Schmerz der armen Frau, als sie fand, daß diese an ihren Mann gerichtet waren, daß beide für den Zwang, den sie sich äußerlich auslegten, sich durch schriftliche Mittheilungen entschädigt hatten, die sie verstoßen austauschten, während sie äußerlich sich von einander zu entfernen schienen.

„O, ist es nicht schrecklich!“ rief Rosalie, und ihre Thränen brachen gewaltsam hervor, „mir heuchelt er Liebe und Besorgniß, während er die Liebesbriefe einer Andern empfängt, meinen Kopf drückt er an seine Brust, während auf seinem Herzen die Locke meiner Nebenbuhlerin ruht?“

Ich saß stumm neben der Armen, und nur mein Händedruck sprach meine Theilnahme aus. Was konnte ich sagen? Entschuldigen konnte ich den Mann nicht, der zur Treulosigkeit noch Heuchelei hinzusetzte. Nach einer Pause fuhr Rosalie fort: „Als ich mich etwas gesammelt hatte, schrieb ich dem Fräulein, sagte ihr, was ich gefunden, und bat sie, mein Haus nicht ferner zu betreten. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als sie nach wenigen Stunden plötzlich unangemeldet in mein Zimmer trat. Auf meine Frage, ob sie meinen Brief nicht erhalten, sagte sie: Ich habe ihn erhalten, und eben deswegen bin ich hier. Sie wissen nun Alles, und das ist gut! Ich liebe Ihren Mann, rief sie, indem sie die gefalteten Hände krampfhaft an die Brust presste, o, ich liebe ihn, wie Worte es nicht auszusprechen vermögen! Nur in seiner unmittelbaren Nähe kann ich von dieser Leidenschaft geheilt werden, — sie

müssen mich zu sich nehmen! — Sprachlos starrte ich sie an. Fräulein, wissen Sie, was Sie fordern, in welche Gefahr Sie sich begeben wollen? — Ich weiß Alles, fuhr sie fort, entfernt von ihm würde meine Leidenschaft wachsen, mich verzehren; nur wenn ich ihn immer sehe, darf ich hoffen, sie zu bestegen, nur in seinem Anblick kann ich die Kraft finden, dagegen anzukämpfen, den Muth, ihre Gluth zu bestegen. — Romangeschwätz! rief ich entrüstet, und Sie schämen sich nicht, eine solche pflichtwidrige Leidenschaft zu nähren, ja sie der eigenen Frau einzugestehen? — Der ganzen Welt will ich sie eingestehen! rief sie mit Pathos, die Liebe ist ein freies Gefühl, Gott selbst hat sie in unsere Brust gelegt, sie fragt nicht, ob der Priester den Segen gesprochen, sie liebt frei den Gegenstand ihrer Wahl! — Aber eben dieser Gott sagt auch: du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut! Und wenn ein Mädchen das Unglück hat, den Gatten einer Andern zu lieben, so sollte sie, dünkte ich, fliehen so weit sie könnte, sollte diesen Mann nie wiedersehen und ihre ganze Kraft aufbieten, das sündliche Gefühl zu unterdrücken, nicht aber frech von der Gattin des Mannes verlangen, sie in ihr Haus aufzunehmen. Dies, mein Fräulein, sagte ich, indem ich aufstand, wird nie geschehen, im Gegentheil muß ich Sie nochmals bitten, dasselbe nie wieder zu betreten. — O, Sie sind kleinlich, Sie sind engherzig, rief sie im höchsten Zorn, ich habe mich vor Ihnen gedemüthigt, zu Ihnen emporgeschaut, aber in Ihrer kleinlichen Auffassung des Lebens begreifen Sie mich nicht, mein Gefühl nicht, Sie wissen nicht, welche großartige Entsagung darin liegt, den geliebten Gegenstand täglich zu sehen und doch rein dazustehen wie das Licht des Tages. In Ihrer Eifersucht liegt kleinliche Furcht, liegt Gemeinheit, Sie können nichts Großartiges begreifen, aber in Ihrer Engherzigkeit opfern Sie auch Ihren Gatten, denn er liebt mich, und aus Selbstsucht verschmähen Sie uns Beide zu retten. — Mit diesen Worten stürmte sie fort und ließ mich in sprachlosem Entsetzen zurück.“

Das sind die Früchte unserer jetzigen Romane, die alles Heilige in den Staub treten, und indem sie die Emancipation der Frauen predigen, sie zur Verworfenheit führen. Keine Bande sind mehr

heilig, Zucht und Sitte wird mit Füßen getreten, und wenn ein Mädchen sich in einen Ehemann verliebt, so schämt sie sich dessen nicht mehr, verbirgt es nicht in der Tiefe ihres Herzens, nein, sie tritt hin und sagt es der Frau, und denkt, es ist etwas Großartiges, was sie gethan, denn in unserer Tageslectüre sind die Bande der Ehe ja nichts mehr und nur die schönen Sünderinnen sind interessant.

„Was denkst Du nun zu thun?“ fragte ich endlich.

„Ich habe eben eine Unterredung mit meinem Manne gehabt,“ sagte sie, „ich habe ihm gesagt, daß ich Teplitz morgen verlassen will. Zieht ihn sein Herz wirklich so zu den Fräulein, wie sie es glaubt, so mag er bleiben; es soll dies die Probe sein, welche mein weiteres Handeln bestimmt.“

Am andern Morgen war das Ehepaar abgereist, auch das Fräulein war verschwunden, doch hatte sie einen andern Weg eingeschlagen. Ob sie wohl wieder Faustine liebt, dachte ich, als der Silwagen mich bald darauf ebenfalls der Heimath wieder zuführte und ich mich an das erste Zusammentreffen mit ihr erinnerte.

Z e i t u n g e n .

Nichts Alltäglicheres als eine Zeitung. Das soll jedoch nicht von der „Abendzeitung“, *) sondern von politischen Zeitungen gelten, die freisinnige „alte Leipzigerin“ und wenn man will, der geistreiche „Dresdener Anzeiger“ nicht ausgenommen. Eine Zeitung ist aber nur etwas so Alltägliches, weil sie etwas so Gewöhnliches ist. Es geht ihr wie allen gewöhnlichen Dingen. Das Gewöhnliche macht gegen das Seltsame blind, stumpft den Eindruck ab, welchen in vorliegendem

*) Sehr gültig.

Die Red.

Falle eine Zeitung auf jeden, des Lesens kundigen und nicht ganz dummen Menschen machen müßte, der nie vorher eine gesehen.

Was ist denn eine Zeitung? Unstreitig ein literarisches Produkt, aber eins, das, weil ohne Ähnlichkeit mit irgend einem andern literarischen Produkte, einzig in seiner Art ist. Welches sind seine charakteristischen Merkmale? Vielleicht folgende. Eine politische Zeitung ist der ephemere Berichterstatter des bewegten Jetzt in der Weltgeschichte, eine bunt gewürfelte Sammlung aller Aeußerungen der Sage oder des Rehrichts aus ihrer Studirstube, dafern sie eine hat. Eine politische Zeitung ist ferner der fleißige Beger auf den Heerstraßen der Welt, der Alles und Jedes aufhebt, was der Tag fallen läßt, den Umsturz eines Kaiserreichs oder einen emporgeschossenen Pilz. Sie ist eine Traube Blasen, die auf dem Strom der Stunde schwimmen, Sammelplatz kleiner Sandgruben, welche der nächste Regen zuwäscht, eine Haufe Schutt, von welchem die Weltgeschichte keine Notiz nimmt. Eine politische Zeitung ist ein Alles fressendes Ungeheuer, das seinen weiten Rachen jeder Gabe gierig entgegenstreckt. Sie ist ein rastloser Ueberallundnirgends, der sich in Jedermanns Angelegenheiten mischt, ein lärmender Schwäger, der über Alles spricht und oft seine Stupidität hinter halbsstarre Behauptungen versteckt, ein unverschämter Eindringling in das häusliche Leben bekannter Menschen, ein nie schlafender Tafeldeckel für die Million, der Alles austrägt, was dem Volksgaumen behagen dürfte, Gekochtes und Rohes, Kaltes und Warmes, Nasses und Trockenes. In seiner Angst, den unersättlichen Hunger nach dem quidnunc zu befriedigen, schüffelt er Alles durcheinander, Wahres und Falsches, Erlogenes und Beglaubigtes. Nur nach Neuigkeiten lüstern und zu ungeduldig, erst zu fragen und zu forschen, schießt eine politische Zeitung häufig Böcke. Aber es ist unter ihrer Würde, das zu bekennen. Oder bekennt sie es, geschieht es stets mit dem Beisage, daß der Bock in einer andern Zeitung gestanden.

Ein so heterogenes Gemisch kann gewiß nicht umhin, Staunen zu erregen, und wie wirft und beutelt eine Zeitung das durcheinander! Lustiges

und Trauriges stehen nahe beisammen. Laster und Menschenliebe versehen sich sans cérémonie Rippenstöße; erlesene Piffigkeit und erlesenere Dummheit, Liebe und Mord, Politik und Poesie wechseln in grotesker Unordnung. Dort in schauderhafter juxta-Position Geburten, Verheirathungen und Todesfälle, Tod und Leben Hand in Hand, die Wiege neben dem Sarge. Hier tauscht ein Lüfterner mit einer Lüfternen ihnen wohlbekannte Zeichen; dort beschwört ein verzweifelter Vater, eine gramgebeugte Mutter den verirrtten Sohn um schnelle Rückkehr. Eine lange Liste Gesuche beweist Mangel an Beschäftigung und Ueberfülle von Arbeit. Ein ehrlicher Mensch, der einen Beutel mit Geld gefunden, will ihn dem Eigenthümer zurückgeben und ein ehrlicher Schlossermeister den Knaben anständiger Eltern in die Lehre nehmen gegen ein entsprechendes Lehrgeld. Dort bietet ein aufgeschwemmter Kapitalist seine Tausende zum Ausleihen und gleich darunter bittet ein gedrängter Familienvater um ein Darlehen von fünf Thaler, sich und die Seinigen vom Untergange zu retten. Hier hat ein Schnitt im Finger ein Leben zerschnitten, dort ein Mann sich in den Strom gestürzt, ein Kind herauszuziehen. Eine entartete Mutter hat hier ihren Säugling zum Tode blutig geschlagen, dort eine gütige Frau ein elternloses Mädchen an Kindesstatt angenommen. Hier prangen die kostbaren Particularitäten einer fürstlichen Hochzeitfeier, dort steht der Selbstmord eines Unglücklichen, der das Leben verlassen, weil die Hoffnung ihn. Bankerotte und Bälle, Theater und Hinrichtungen, Fragmente von Predigten und schale Späße lösen sich traulich ab.

Eine Zeitung ist auch kein schlechter Prüfstein vorherrschender Geschmäcke und Neigungen. Keine in die Luft geworfene Feder zeigt richtiger, woher der Wind weht, kein Gesellschaftsspiel verrathet häufiger das Temperament der Spielenden als eine Zeitung die Gesinnungen derer, die sie eben zur Hand nehmen. Der bebrillte Politiker liest seufzend oder lächelnd die neuesten Landtagsverhandlungen und die ausländischen Nachrichten. Der Actien-Besitzer überschlägt sie und sucht die Börsenberichte. Den Kaufmann beschäftigen die Zollangelegenheiten, den Literaten die Bücheranzei-

gen, den Krämer und Hotelier die angekommenen Fremden. Theaterfreunde suchen die Theaterberichte. Jener grohlt, weil sie nichts von der letzten Oper enthalten, nur das letzte Schauspiel besprechen. Dieser sieht finster, weil er bloß die Oper, nicht das Schauspiel erwähnt findet. Der Alterthumsforscher verflärt sich, weil ein altes römisches Küchengeschirr oder eine schartige steinerne Streitart ausgegraben worden ist. Der Modejüngling imprimirt sich die Vermuthungen, welche Farben vorzugsweise getragen werden möchten, und der Astronom jauchzt in seiner innersten Seele über die Entdeckung eines neuen Kometen. Müßiggänger lesen das Blatt von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Unordentliche Menschen fangen mit dem Schlusse an und hören beim Anfange auf. Dieser überspringt das, jener dies, Skandal überspringt Niemand.

Und welche verschiedene Gefühle weckt eine Zeitung in der Brust ihrer Leser! Ein Krämer hat eingepackt. Mancher Krämer denkt an seine nächste Zukunft. Ein Gastspieler erröthet oder erbleicht, je nachdem er sich gelobt oder getadelt sieht. Die Wittve zittert, deren Sohn Soldat ist und die keinen Zweifel hegt an dem Scharfblick eines Pariser Correspondenten, der den nahen Tod Ludwig Philipp's und den Ausbruch eines europäischen Kriegs verkündet. Der Schriftsteller seufzt. Er hat eine böshafte Kritik seines tadellosen Buchs gelesen. Eine Nähterin betet. Ihr Besuch um Beschäftigung hat sie die Hälfte ihres Vermögens gekostet. Der Kornhändler flucht. Ein Wechsel der Witterung hat gegen alles Erwarten England mit einer reichlichen Ernte gesegnet. Der Eisenbahn-Speculant reibt sich die Hände. Seine Actien steigen. Ein Mädchen weint. Also doch eine Andere. Ein Mann lächelt. Mag's ihm und ihr gut bekommen. Thränen und Lächeln, Täuschung und Hoffen fetten sich an das Lesen einer Zeitung. Sonnenschein und Schatten, Finsterniß und Regenbogenfarben gleiten über das bedruckte Blatt.

W. S.

Der Missionär und die Blumenhändlerin.

Es stand am schönsten Sommermorgen,
 Der je dem Meere sich entwand,
 Ein junger Mann, den Blick von Sorgen
 Getrübt, an Pensacola's Strand:
 „Noch,“ rief er, mit behauten Blicken
 Aufschauend zu des Himmels Blau:
 „Noch wolt' es mir, o Herr! nicht glücken,
 Zu deinem ew'gen Tempelbau
 Ein Steinlein nur herbeizuzieh'n —
 Mir ist wohl kein Beruf verlieh'n!
 Denn alle Arbeit ist vergebens
 An diesem wilden Florida,
 Du, Herr und Signer meines Lebens!
 Sei mit mit deinem Rathe nah.“ —
 Und traurig sinkt sein Blick. Da schreitet
 Mit einem Korb mit manchem Strauß
 Ein Indiermädchen her und breitet
 Der Blumen Menge vor ihm aus.
 Der Missionär verweigernd spricht:
 „Mein Kind, ich kaufe Blumen nicht.“ —
 „D, kauf doch!“ ruft sie leicht und munter
 Wie ihre Blumen selbst: „Schau her!
 Du findest schöner sie und bunter
 Und so voll Wohlgeruch nicht mehr!
 Und willst Du selbst sie lernen kennen
 Mit Namen, die Dein Ohr gern hört:
 Gualeitinta wird sie nennen,
 Wie Deine Brüder ihn gelehrt.“ —
 Doch Jener, tief versunken, spricht:
 „Wohl möglich! doch ich kaufe nicht.“
 „D sieh! die duftigen Agrumen,
 Den Venusschuh, des Jasmins Dier,
 Da Kronenkec und Anisblumen,
 Auch Christusauge siehst Du hier!“ —
 So ruft sie aus; als Jener plötzlich
 Zum Blumenkorbe führt die Hand,
 Worinn'n vor Allen ihm ergöcklich
 Die scheint, die sie zuletzt genannt.
 Er kauft sie; giebt zum Staunen ihr
 Der blanken Silberstücke vier,

Und tritt in's Haus und ruft die Kleine;
 Doch die ist freudig schon enteilt
 Zu ihren Matten, wo im Scheine
 Der Blume Christi Auge weilt.
 Und still beschaut er das Gewinde
 Des Sträußleins, ob die Ursach' er
 Des schönen Blumennamens finde.
 Und sieh! Er findet bald weit mehr:
 Denn als die Nacht vergangen war,
 Da sieht er eine große Schaar
 Von Blumenmädchen, Knaben, Frauen
 Und Männern mit dem Blüthenduft
 Des Christusauges von den Auen
 Westflorida's, die laut ihn ruft,
 Und sinnend, mit der Hände Falten
 Steht er und schaut empor geführt:
 „Ist das nicht meines Winkes, Watten?
 Ja, du hast sie mir zugeführt!
 Herr, rüste mich mit deiner Kraft,
 Das Segen meine Seele schafft.“
 Und mild herbei ruft er die Heiden
 Und kauft die Blumen all' und spricht
 Vom Christusaug' auf ihren Weiden
 Und dort von dem im Himmelslicht.
 Begeistert mit geweihtem Munde
 Verkündigt er des Herren Wort,
 Und jede goldne Morgenstunde
 Vermehrt die Zahl der Hörer dort.
 Das Wort, gesegnet, wird zur That
 Und freudig keimt des Himmels Saat.

Mäser.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Breslau im December.

Die Ereignisse der jüngsten Zeit in unserm stets
 rührihen Breslau betreffen ganz besonders zwei Pro-
 fessoren der hiesigen Universität. Der Eine, Professor

und Consistorialrath D. Schulz, ward, wie Ihnen schon aus früheren Nachrichten bekannt ist, in Folge seiner Theilnahme an dem Proteste gegen die orthodoxe Glaubensrichtung im protestantischen Christenthume, aus dem Consistorium entfernt. Die Einwohner Breslau's haben nun am 29. November, als an dem Geburtstage des Prof. Schulz, demselben ihre ungeheuerste Theilnahme sehr eklatant bewiesen. Eine Deputation der Stadtverordneten überbrachte dem Gefeierten Namens der Bürgerschaft eine Adresse nebst einer sehr kostbaren silbernen Säule, auf welcher sich die Bürgerkrone befand. Der Deputation hatte sich ein Zug von wohl tausend Bürgern angeschlossen. Abgeordnete sämmtlicher Facultäten überbrachten im Namen der Studirenden einen großen, silbernen Pokal nebst einem Gedichte. Auch die Geistlichkeit war nicht zurückgeblieben. Eine Anzahl von hiesigen und auswärtigen Geistlichen beglückwünschte den Gefeierten und überreichte ein prachtvolles Album. Abends war ein großes Festessen in der „Humanität“, u. dergl. m. — Wir erzählen diese Thatsachen nur deshalb, weil sie uns als ein bedeutungsvolles Moment in der Entwicklung des Staatslebens erscheinen, weil sich daraus für den denkenden Menschen gar bedenkliche Consequenzen ergeben. Wenn es in einem Staate so weit gekommen ist, daß die Regierung verdammt, wo das Volk hochzuschätzen sich gedrungen fühlt, da gähnt uns ein furchtbarer Schlund entgegen, aus dem eine schwarz-wolkige Zukunft emporsteigt. — Das zweite Ereigniß betrifft weniger das öffentliche Leben, hat aber hier in Breslau viel Sensation erregt. In einem öffentlichen Collegium des Prof. Köpelt hat ein Student, der zugleich auch freiwilliger Militair ist, vor dem Beginn der Vorlesung seine Cigarre geraucht. Ein anwesender Major untersagte ihm dies, wodurch die akademische Jugend ihre Freiheit beeinträchtigt sah. Nun kam es bei der nächsten Vorlesung zu Demonstrationen aller Art, so daß der Professor das Collegium aussetzen mußte. Es erfolgten sodann gegenseitige Ehrenerklärungen, und die ganze Geschichte verbunstete, wie sie entstanden war, zu einem bloßen Rauche. Weder Studenten, noch Offiziere fühlten sich befriedigt. — Der Mehrzahl der hiesigen Studentenschaft muß man es übrigens zum Ruhme nachsagen, daß sie von einem ganz frischen, jungen, zeitgemäßen Geiste durchdrungen ist. Der gewaltige Ernst der Zeit übt ein starkes Recht, und die studirende Jugend scheint zu der Einsicht gekommen zu sein, daß die Studienjahre eine würdige Vorbereitung zum späteren Leben sind, und nicht mit bloßen Gelagen und Raufereien hingebracht werden müssen. Die ernste Gesinnung unserer Studenten hat sich nun schon darin bekundet, daß sie ein Ehrengericht constituiert haben, dessen Bestätigung gegenwärtig dem Ministerium vorliegt. Wenn doch alle Universitäten diesem Beispiele folgten! —

Aus dem vorigen Monat habe ich Ihnen zunächst über

das hier stattgefundene Schillerfest zu berichten. Der Geburtstag Schiller's wird hier seit Jahren von den Verehrern des Dichters im frohen Kreise gefeiert. Je nach dem Charakter des Vorsitzenden bei diesem Feste, hatte es auch immer verschiedene Farbe. Zur Zeit, da Hoffmann v. Fallersleben präsidirte, spielte die Politik eine bedeutende Rolle. Dieses Jahr ward zum Vorsitzenden unser liebenswürdiger Dichter Gustav Freytag gewählt. Seiner poetischen Natur gemäß, sollte auch das Fest einen rein gemüthlichen Charakter haben und jede politische Tendenz entfernt bleiben. Nichtsdestoweniger kam es zu einer heftigen politischen Debatte. Eines der Trinklieder enthielt nämlich folgende Verse:

Freie Press' ist das Geschrei
Fast an jedem Tage,
Doch — ob Jeder würdig sei,
Selten nur die Frage;
Preßgesetz — wie Kirchenzwang,
Ist zur Zeit nicht Aller Drang,
Und — ich mag es leiden.

Das wollte jedoch die liberale Partei nicht leiden, das Lied durfte nicht gesungen werden, und mit den hierdurch entstandenen politischen Debatten endete auch das Fest. — Bei dieser Gelegenheit will ich denn auch einige Worte über die neuesten Gedichte von Freytag sagen. Sie sind betitelt „In Breslau“, sind aber keineswegs bloße Localgedichte, und wir müssen deshalb auch die Wahl dieses Titels tadeln. Der Inhalt zerfällt in drei Abtheilungen: 1. Bilder aus dem Volke; 2. Ein Trinkgelag; 3. Feste in Breslau. Die Gedichte enthalten viel Vorzügliches. Eine ächt lyrische Gemüthlichkeit tritt uns überall entgegen, und so Manches zeichnet sich durch tief poetische Auffassung aus. Die Form ist mit der größten Geschicklichkeit gehandhabt, und wir haben nur zu wünschen, daß Freytag sein schönes dichterisches Talent zu größeren Productionen verwende. Sie werden gewiß von gutem Erfolge gekrönt werden. — Von Prof. Kahlert erhalten wir nächstens ein starkes Werk über Aesthetik, und werde ich Ihnen zur Zeit darüber berichten. — In diesem Winter finden hier populäre Vorlesungen aller Art statt. Die verschiedensten Zweige des Wissens werden dem Publikum nahezurücken gesucht, was bei diesem auch durch große Theilnahme Anerkennung findet. — Das jüngste Ereigniß in unserer Stadt ist endlich die in diesen Tagen begründete städtische Ressource. Der Plan hierzu ist von dem Magistrate und den Stadtverordneten in der löblichen Absicht ausgegangen, durch wöchentliche Zusammenkünfte mehr Einheit und Einigkeit in das Bürgerleben zu bringen. Wir wollen hoffen, daß diesem schönen Zwecke keine Hindernisse in den Weg gelegt werden!

Auf unserer Bühne haben wir vor Kurzem „Emilia Galotti“ gesehen. Die Vorstellung war kaum

mittelmäßig. Nur Fräul. Bernhard, als Emilie, spielte mit Erfolg. Man sah es den Darstellern an, daß sie sich auf einem Boden befanden, der ihnen unter den Füßen brannte. Denn da ist nun einmal keine Gelegenheit zu brüllen und zu poltern und den Effect zu erschreien, und da, wo Alles, wie hier, auf Charakterentwicklung beruht, da geht den meisten Schauspielern der Arthem aus. Und dennoch wollen sie Alle Künstler première Qualität sein, und der geringste Tadel reizt ihren soi-disant Künstlerstolz und ihre Empfinderei, daß es an's Lächerliche grenzt. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß die Schuld dieses Misere theilweise der deutschen Theaterkritik zuzuschreiben ist, jener feilen Schmarogerkritik, die ohne jede wissenschaftliche Berechtigung sich bald Diesem, bald Jenem verkauft, und leider auch Blätter findet, die diesem Gewerbe Vorschub leisten. Es ist zum Erbarmen! —

Die „Marquise von Billette“ der Mad. Birch-Pfeiffer ist hier ziemlich beifällig aufgenommen worden. Dieses „ziemlich beifällig“ ist aber auch Alles, was erreicht worden ist, denn so eigentlich erwärmt hat sich das Publikum nicht daran. Und sollen wir übrigens ein nicht bloß relatives Urtheil aussprechen, sondern; wie es der Kritik gebührt, einen Maasstab nach festen und absoluten Principien an das Stück legen, so können wir ihm keinen Preis zuerkennen, ungeachtet der schmetternden Posaunen aus Berlin. Das Stück leidet an einem Hauptgebrechen, dessen Ueberwindung allerdings das Schwierigste in der dramatischen Kunst ausmacht — es hat keine Charakterentwicklung. Die Charaktere sind größtentheils nur angedeutet, es sind Halbfiguren, die noch sehr des Meißels bedürfen. Ja der Hauptcharakter, Bolingbrooke, ist entschieden verfehlt. Denn erwarten wir nicht nach Allem, was im Stücke von ihm erzählt

wird, daß wir einen staatsklugen Diplomaten sehen werden? Aber als solcher erscheint er durchaus nicht; er bekundet sich vielmehr als einen tapfern Kämpfer, da er einer ganzen Anzahl von Männern gegenüber kühn auftritt. Dort dagegen, wo wir den eigentlichen Bolingbrooke, den schlauen Hofmann sehen sollten, bei Madame de Maintenon, dort ist er eben nichts mehr als ein kreuzbraver Minister, der seine Liebe dem Vaterlande opfert, und er gewinnt die Marquise, was doch das Resultat des Stückes ist, nicht durch seine Geschicklichkeit, sondern auf ganz passivem Wege, durch die Eifersucht der Maintenon. — Da lobe ich mir den Scribe'schen Bolingbrooke, der ist ächt! —

Jüngstens ist hier auch der von Berlin ausgegangene „Ewige Jude“ zur Aufführung gekommen. Ich halte es für eine Herabwürdigung der Kritik, dieses Nachwerk zu besprechen. — Nächstens bekommen wir Laube's „Sollert und Gottsched“, und auch zwei Stücke von Mosens. Kürzlich ist Guckow's „Purgatscheff“ zum ersten Male gegeben worden. Ich behalte mir die ausführliche Besprechung dieses Stückes noch vor, und bemerke heute nur, daß die Aufführung desselben die merkwürdige Erscheinung gab, daß in dem ersten Acte das Interesse am meisten erregt, von da ab jedoch immer schwächer und schwächer ward, bis das Publikum zum Schlusse des Stückes keinen der Darsteller mehr hervorrief. Dieser Umstand ist hier ganz bezeichnend. Der erste Act ist in der That von der größten dramatischen Wirkung; klar, einfach und voll Leben. Wie dieses aber in eine unklare, trübe Richtung umschlägt, das werde ich in meinem nächsten Berichte nachweisen.

Literatur und Kunst.

Lyrische Poesie.

Ehe wir selbst zur Besprechung der nachfolgenden Gedichtsammlungen übergehen, sehen wir uns genöthigt, einige Vorbemerkungen voraus zu schicken. — Wohl ist die Zahl der täglich erscheinenden Gedichte immer noch im Wachsen begriffen, aber wie selten tritt eine

Erscheinung aus dem fast unübersehbaren Liederchor hervor, die den Anforderungen, die man mit Recht an einen Dichter der Gegenwart machen kann, entspricht? — als da sind: eine Gedankenbildung, die sich zur höchsten Geisteshöhe erhoben hat, unerschöpfte Tiefe der Empfindung, vollkommene Beherrschung der Sprache, Kunstbewußtsein (denn Dichtwerke sollen Kunstwerke sein!) u. s. w. Wenn nun Mittelmäßigkeiten und hundertmal Dagewesenes (und das ist der größte

Theil des Gebotenen) von der Kritik hier nur kurz, nicht aber mit anatomischer Zergliederung in bogenlangen Abhandlungen — was weder der Raum unserer Blätter gestattet, noch überhaupt den verehrlichen Lesern sonderlich angenehm sein würde — besprochen werden, so wird man dieses Verfahren gewiß leicht erklärlich finden. Von diesem Gesichtspunkte aus mögen auch nachstehende Beurtheilungen, in denen wir hauptsächlich bemüht waren, jedesmal in kurzen Worten ein Gesamtbild des in Rede stehenden Autors dem Leser zu entwerfen, betrachtet werden.

Gedichte von C. F. Freiherrn v. Schweizer. Stuttgart, F. P. Köhler. 1845.

Wir müssen hier zunächst im Allgemeinen auf einen Fehler zurückkommen, den wir schon oft bei Besprechung von Gedichten zu rügen hatten: es ist der Mangel an strenger Sichtung. Herr von Schweizer bietet dem Publikum einen dicken, höchst splendid gedruckten Band, der eine über 26 Druckbogen starke Sammlung von Gedichten enthält. Wären seine Poesieen politischer Natur, so daß er aus Furcht vor Censurstrichen mehr als 20 Bogen zu liefern für nöthig hielt, so möchte allenfalls hier und da eine Mittelmäßigkeit zu entschuldigen sein. Das ist jedoch nicht der Fall. — Wollen wir nun auch keineswegs leugnen, daß sich unter dieser Menge manches zarte, sinnige Lied befindet, was dichterischen Beruf bekundet, so müssen wir es aber andererseits entschieden tadeln, daß so viel matte Empfindungen und ordinäre Gedanken Aufnahme gefunden haben. Man höre aus folgender Probe, wie leicht sich's der Verf. macht. S. 186:

W a n d e r l u s t.

Wieder fort, weiter fort,
Immer wandern ohne Rast,
Heute hier, morgen dort,
Nicht die Frühlingszeit verpaßt!

Durch die Flur, durch den Hain,
Blauen Himmel über'm Haupt.
Sternenglanz, Sonnenschein,
Und ein Ruh'platz grün umlaubt.

Schöne Welt, hehr und groß!
Wie der Vogel in der Luft,
Frank und frei, sorgenlos,
Trink' ich Leben, Licht und Duft.

Tiefere Sympathieen werden und können diese Gedichte daher nicht erregen; sie versetzen höchstens in eine laue, dämmernde Stimmung, da die Schwüngen aus der Tiefe fehlen. — Ferner muß ein großer Theil derselben formlos (im weitern Sinne) genannt werden: was für einen Vers zureicht, läßt dieser Autor oft in ein

Duend zerkahren. — Endlich erscheint die Eintheilung in: Blätter der Liebe — Romanzen — Wanderschaft — Welt und Zeit — Natur und Leben — Zum Epilog — nicht immer hinlänglich motivirt.

Gedichte von Betty Paoli. Zweite vermehrte Auflage. Pesth, 1845. Gustav Heckenast.

Romancero. Von Derselben. Leipzig, Georg Wiegand.

Man könnte B. Paoli (B. Glück), um ihre Dichtungen im Allgemeinen zu charakterisiren, den weiblichen Lenau nennen: Weiber Gesänge fließen ihrer Wesenheit nach aus einer Quelle, sind durch und durch von Herzblut getränkt und tragen den Charakter künstlerisch verklärter Leidenschaft, obgleich Lenau freilich bei weitem mehr Originalität und Gedankenreichthum besitzt. Unter den lyrischen Erzeugnissen von Frauen aus der Gegenwart nehmen aber vorliegende Gedichte unbestritten — wenn nicht den ersten — so doch einen der ersten Plätze ein. Unsere Dichterin redet nicht nur die gebildete Sprache der Neuzeit, sondern offenbart auch einen Schatz von Menschen- und Weltkenntniß und eine ästhetische Bildung, die große Achtung abnöthigen. Daß sie nicht aus Langerweile oder etwaigen Nebenabsichten ihre innersten Herzensfalten eröffnet und gesungen, sondern daß sie ihre poetische Sendung ernst genommen, mag der Leser aus der letzten Strophe der Sammlung ersehen. S. 249:

— — Nimm hin dies Lied, wie einfach schlicht es tönt!

Mich hat's mit Gott und Welt und dir und mir versöhnt.

Romancero enthält fünf poetische Erzählungen: Stabat Mater — Maria Pelliko — Ein Todtenopfer — Die Beichte des Mönchs (von Hirsch und Hartmann als Ballade bearbeitet) — und Fiana (zwei Klostersagen), und haben in künstlerischer Hinsicht noch einen ungleich höhern Werth, als die eben genannte Sammlung. Der sprachlichen Vollendung nach müssen sie unbedenklich den besten dieser Gattung zur Seite gestellt werden.

Bermischte Gedichte von G. P. Ph. Pehling. 1r und 2r Theil. Zweite Ausgabe. Hamburg, Robert Kittler. 1845.

Gedichte (?) lyrischen und didaktischen Inhalts. Wir wollen keineswegs die Gesinnung, aus der diese Erzeugnisse hervorgegangen, verkennen, müssen aber offen gestehen, daß uns lange nicht derlei triviales Reimgeklänge gekommen. Von einer Gedankenbildung, wie sie mit Recht die Gegenwart fordert, ist keine Spur vorhanden. Hr. P. singt S. 45:

Alles, Alles eilt zu seinem Ende,
Nichts im Irdischen ist von Bestand.
Heute bringt das Glück dir seine Spende;
Morgen hat's den Rücken dir gewandt.

Nach dieser Probe — wir könnten Beispiele dieser Art zu Hunderten anführen — wird wohl Niemand erwarten, daß Referent noch ein Wort darüber sagt.

Das Gebet des Herrn in Liedern. Ein Weihgeschenk für alle Menschen. Mit einem Anhange: Gesänge eines Pilgers in Palästina. Dargegeben von Carl Lukas. Neuhaltenleben, C. A. Eyraud. 1845.

Dieses Opusculum, dem Dichtergreife Heinr. Ischocke gewidmet, dessen Antwortschreiben zur Empfehlung auch vorgedruckt ist, enthält eine ziemlich gelungene Paraphrase des Vaterunsers in glatten, leichtgereimten Versen und Gesänge eines Pilgers in Palästina, worin z. B. der Tempel, die Wüste, der heilige Berg, der See Genesareth, die Weihe des Delbergs und Golgatha mit dichterisch-religiöser Wärme geschildert werden. Von den ersteren Liedern verdienen einige recht wohl weitere Verbreitung und Aufnahme in etwaige religiöse Liedersammlungen. Die Eingangs des Buches befindliche „Weihe“ erinnert aber sehr an Tiege's gleichnamiges Gedicht in der Urania.

Gedichte von Johann Ernst Benno. Cöslin, C. G. Hendesß. 1845.

Wenn es auch dem Verf. dieser Gedichte, die theils religiösen, theils profanen Inhalts sind, nicht gerade gelang, den tausendmal besungenen Objecten, wie Tod, Frühling, Grab, Sommernacht, Zuversicht u. s. w., in seiner Behandlungsweise neue Seiten abzugewinnen, so geben sie dessenungeachtet Zeugniß von einem geläuterten, tiefen Gemüthe und großer Formgewandtheit. Man hört in allen diesen Gesängen einen durchklingenden Grundton heraus, der für dichterischen Beruf spricht. Die Balladensammlung, darunter ein größeres Gedicht „die Lebensritter“, enthält manches Treffliche; eben so sind die Oden nicht ohne Schwung. Die Ausstattung ist recht gut.

Gedichte von Theodor Stamm. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845.

Bereits 1842 erschien von demselben Verf. (Graf Heussenstamm in Wien) bei Cotta ein dramatisches Gedicht „Ein weibliches Herz“. Die vorliegenden Gedichte, wenn auch nicht ohne Frische und Wärme, doch ohne Neuheit der Gedanken und überhaupt ohne originelles Gepräge, leiden häufig an Breite in der Darstellung, weil es an dem rechten organischen Zu-

sammenhange zwischen dem Empfundnen und dem Empfinden fehlt, und darum hinterlassen nur wenige einen befriedigenden Totaleindruck. Man vermißt jene Abrundung und Durchbildung, welche eben den Stempel der Vollendung ausmacht. Genau singt trefflich und wahr:

Ist die Form auch schon geschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern,
Wie Thoneisenklapperstein,
Mag das Wort gemeiselt sein,
Ist es doch nur dürres Klappern.

Es ist dies um so mehr zu beklagen, als sich übrigens in dieser Sammlung ein gewisses Darstellungstalent kund giebt, das namentlich sehr glücklich in Schilderung der Naturanschauung ist. Rubricirt sind diese Gedichte in: Jugendlieder — Wanderbüchlein — Heimkehr — Eintagsfliegen.

Ein Ruf von der Trave. Gedicht von Emanuel Geibel. Lübeck, Fr. Aschenfeldt. 1845.

Ein zeitgemäßes Gedicht in elf achtzeiligen Strophen, das von der anerkannten Versbau-Virtuosität Geibel's Zeugniß ablegt.

Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen von Karl Simrock. Frankfurt a. M., H. E. Brönnner. 1845.

Eine (in recht fließenden Versen) neue Bearbeitung des Reineke Fos aus dem 15. Jahrhunderte von einem Autor, der als Kenner und Forscher auf dem deutschen Sprachgebiet hinlänglich bekannt ist. Wir heben nur im Vorbeigehen hervor, daß manche Ausdrücke sorgfältiger hätten gewählt werden können — ein Tadel, den wir in einer bereits erschienenen Beurtheilung ebenfalls ausgesprochen fanden. Daß charakteristische Bilder beigegeben sind, ist eben so zweckmäßig, wie die sonstige Ausstattung von Seiten der Buchhandlung.

Gedichte von Karl Haltaus. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Fests. 1848.

Diese Gedichte, deren Verfasser den Lesern der „Abendzeitung“ durch manche werthvolle Gabe schon hinlänglich bekannt ist, sind bereits bei Gelegenheit der

früheren Besprechung von einem andern Referenten in d. Bl. lobend genannt worden, und darum sei nur erwähnt, daß die Sammlung gegenwärtig vielfach vermehrt und verbessert erscheint. Vorzüglich sprachen uns an: S. 9: Das Lied — S. 11: Wanderlust — S. 13: Sommerabend — S. 153: Der König und die Winzerin — S. 171: Der Greis — S. 258: Schneiderlied — S. 261: Freiheit — S. 264: Ein deutsches Lied — S. 276: Das freie Wort. — Freilich hätte wohl strenger gesichtet und geprüft werden sollen. Allzugewöhnliche Phrasen, wie folgende, sollten wegbleiben: S. 59, 89, B. 1.

Welch' ein Himmel liegt in Liebesblicken,
Welche Seligkeit im ersten Kuß,
Welch' ein Zauber liegt im Händedrücken,
Welch' ein Wonneschauer im Genuß!

Das Buch ist Karl Guskow und Gustav Schwab gewidmet.

Balladen. Von Carl Beidtel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845.

Aus jüngster Zeit erinnern wir uns nur dreier Dichter, die selbständige Sammlungen von Balladen veröffentlicht haben, nämlich J. Nep. Vogt, Rudolph Pirsch und Fr. Günther, und es zeugt ein solches Streben immerhin von Beharrlichkeit, in irgend einer Kunstform etwas Tüchtiges zu leisten. Auch des in Rede stehenden Autors Thätigkeit auf diesem Gebiete ist lobend anzuerkennen. Wenn es aber seinen Balladen, von denen einige recht brav gearbeitet sind, dennoch nicht gelingt, große Popularität zu erlangen — und wir befürchten dies — so ist der Grund hauptsächlich in der Wahl des Stoffes zu suchen, dem es an Tiefe und Originalität gebricht, so wie in der Behandlung selbst, welcher mitunter Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung mangelt. Die Mehrzahl von Beidtel's Balladen ist düstern Colorits und meist traurigen Ausgangs. Wir hätten gewünscht, daß das heitere Element mehr vertreten wäre. Die Ansicht, daß die Romane sich dadurch von der Ballade unterscheiden, daß erstere heiter, letztere aber traurig enden müsse, ist längst abgenutzt und überwunden. Nach unserm Dafürhalten hat es die Romane mit einer Stimmung, die Ballade aber stets mit einer That zu thun.

Arthur Euse, Praktiker der reinen Homöopathie. Ein humorist. Schwank in Versen von J. N. th. Berlin, G. A. Wolff. 1845.

Herr J. N. th (jedemfalls der vormalige Buchbindermeister, jetzt Magnetiseur, J. Neuberth) scheint einen seltsamen Begriff von Humor zu haben, sonst hätte er die hier gebotenen trivialen Reime gewiß

nicht in die Welt geschickt. Schade um Druck und Papier!

Die Bekehrung der Preußen durch Hermann von Salza. Gedicht in zehn Gesängen von Carl Hentschel. Sondershausen, F. A. Cupel. 1845.

Trotz allen Fleißes, von dem diese historisch-epische Dichtung zeugt und in welcher der deutsche Ordensmeister Hermann von Salza der Held ist, glauben wir dennoch, daß solche nicht eben sonderliche Sympathieen erwecken wird. Der Grund hiervon ist theils in dem Vorwurfe selbst, theils in der Behandlung zu suchen. Der Verfasser will durch diesen Gesang die Ahnen seiner Vaterstadt (Langensalza) verherrlichen. Nun läßt er aber nicht nur eine Menge von Persönlichkeiten handelnd mit auftreten, die nothwendig das Interesse von dem Haupthelden zu sehr abwenden, sondern besitzt auch überhaupt nicht die specifisch-poetische Begabung, um solch einen Stoff schöpferisch durchdringen und plastisch gestalten zu können. Und so kann es nicht fehlen, daß Bilder und Wendungen fast durchgängig aus dem Arsenal anderer Dichter entlehnt sind. Wenn der Leser nachsehende, sehr ordinäre Strophe aus der „Weihe“ genommen hat, wird er von selbst auf die dichterische Befähigung Hentschel's schließen können. Sie lautet:

Auch Dir, geliebte Stadt, die mich geboren,
Wo ich der Jugend Rosenzeit verlebte,
Wo mir im flücht'gen Lauf beglückter Horen
Der Zukunft Tage golden vorgeschwebt,
Wo theurer Eltern Liebe mich umfangen
Sanft, wie den Frühlingsgau der Sonnenschein,
Wo mich der Freundschaft Blüthenkranz umschlungen —
Auch Dir, auch Dir will dieses Lied ich weihn.

Gedichte von Friedr. Otte. Basel, Schweighauser. 1845.

Inhalt: Lieder und vermischte Gedichte (1835 — 1845) — Erinnerungen an Badenweiler (1840) — Balladen, Romane, Legenden (1838 — 1844) — Sagen aus der Schweiz — Sagen aus dem Elsaß. Dichtungen, die sich durch Frische der Empfindung, anmuthige Naturbeschreibung, namentlich aber durch Virtuosität des Versbaues und edle, correcte Sprache vor vielen andern auszeichnen. Als besonders gelungen heben wir hervor: S. 4: Das Elsaß — S. 24: Bergelied — S. 42: Gute Gesellen — S. 53: Das stille Haus — S. 74: Ein Hebel'sches Bild — S. 142: Johann Hub. — Eine eigentlich primitiv schaffende Natur konnten wir allerdings in ihnen nicht entdecken. Man wird sie gewiß stets mit Wohlgefallen lesen, nur eine nachhaltigere Wirkung dürften sie kaum her-

vorbringen, denn es fehlt ihnen die Tiefe, das Feuer der Begeisterung; sie erwärmen zwar, aber ergreifen nicht.

Deutschlands Freiheitskämpfe (in 11 Büchern) von W. N. Stehling. Drittes Buch: Andreas Hofer 1809. Düsseldorf, Stahl (Denicke), 1845.

Diese Dichtung bildet die dritte Lieferung zu einem großen epischen Werke: „Deutschlands Freiheitskämpfe“ in 11 Büchern, mit dem der Verfasser, schon bekannt durch „das jüngste Gericht“ (Gedicht in 5 Gesängen), gegenwärtig beschäftigt ist. — Daß ihm die Hindernisse, die sich dem neueren Heldengedicht, dem alten Epos gegenüber, in den Weg stellen, nicht fremd sind, sagt er selbst in dem Nachworte, S. 98: „Nur zu gut weiß ich, welche Hindernisse sich auf den ersten Blick hin dem neueren Heldengedichte entgegenstemmen: diese modernen Schlachten; diese lederne, zahme Politik mit ihren Complimenten und Intriguen; diese Geldverlegenheiten und Steuern; diese gänzliche Abwesenheit aller mithandelnden Liebesverhältnisse, welche überall einen so eigenen Reiz ausüben, Interesse zu erregen und Spannung zu erhalten geeignet sind; sodann das Kolossale, das umfassend Massenhafte, womit auf die Geschichte unserer Tage eingewirkt wurde, u. s. f.! — Aber deshalb entgeht dem neueren Heldenliede noch nicht Alles; die meisten jener Hindernisse müssen umgangen, verwandelt werden; der Dichter soll seinen Stoff bewältigen können.“ Fragen wir nun, wie Hr. Stehling seine Aufgabe gelöst hat? so müssen wir antworten: nicht ohne Geschick: Er hat seine Befähigung zu diesem Unternehmen in Vorliegendem bewiesen. Die Geschichte Hofer's ist hier historisch-treu, mit warmem Gefühl und in gewandter Sprache geschildert worden, so daß man dem Erscheinen des Ganzen mit Spannung entgegen sieht.

Kelch und Schwert. Dichtungen von Moriz Hartmann. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, C. B. Lorch. 1845.

Wie zu erwarten stand, ist von vorliegenden Dichtungen in kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig geworden (wird hoffentlich nicht die letzte sein!), und bereits in Nr. 13 ds. Bl. haben wir auf diese vorzügliche Sammlung hinlänglich aufmerksam gemacht. Es ist nicht allein die Gedankenfrische, die Gluth der Begeisterung, die geglättete Form, was „Kelch und Schwert“, andern Gedichten dieser Gattung gegenüber, zu einer hervorragenden Erscheinung auf dem Gebiete der heutigen Lyrik stempelt, sondern vor allen Dingen der Adel der Gesinnung, der durchgängig aus diesen Dichtungen hervorleuchtet. — Moriz Hartmann und Alfred Meißner (s. Nr. 26 ds. Bl.) sind es überhaupt, die mit ihren Sammlungen sämtliche derartige Erzeugnisse aus

jüngster Zeit hinter sich zurücklassen. Auf das Bedeutende aufmerksam zu machen, kann aber nicht oft genug geschehen, wenn die Mittelmäßigkeit und der leidige Dilettantismus dem Achten und aus der Tiefe Gebornen nicht allzuoft den Weg zum Herzen der Nation versperren soll. Schließlich theilen wir noch das Inhaltsverzeichnis mit: Innere Stimmen — Aus der Gegenwart — Aus Böhmen — Aus Osten — Böhmisches Epos — Episch-lyrische Gedichte — Vermischte Gedichte — Sonette — Gestalten — Terzinen. 19.

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passy, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operationsplanen, so wie aus den Papieren des Fhrn. v. Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Sieberer's, Aschbacher's, Wallner's, der Gebrüder Thalgueter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Andern. Zweite durchaus umgearb. und sehr vermehrte Auflage. Leipz. Brockhaus. 1845.

Diese zweite Auflage eines unter demselben Titel (Gesch. A. Hof.) 1817 in demselben Verlage (Leipz. u. Altenburg), aber nur in 1 Bande veröffentlichten Werkes des bekannten Historikers v. Hormayr begrüßen wir um so freundlicher, als es in jeder Weise ein echt deutsches Geschichtswerk genannt zu werden verdient, indem es vorzugsweise bei aller Freimüthigkeit sich der größten Unparteilichkeit nach allen Seiten hin befließigt. Das Hauptverdienst des Buches besteht übrigens darin, besonders gut auseinandergesetzt zu haben, daß die Baiern wirklich, wie man ihnen früher stets Schuld gegeben hatte, selbst die meiste Ursache an jener Antipathie tragen, die von Seiten der Tyroler gegen sie zweifelsohne geherrscht hat. Er findet die Ursachen besonders in dem Mißgriffe des Ministerium Montgelas, dem in seinem altkatholischen Glauben und Sitten seiner Väter sich glücklich fühlenden Lande auf einmal moderne Institutionen und eine nicht gewünschte und nicht begriffene Aufklärung aufdringen zu wollen und in den allerdings nichtswürdigen Bedrückungen und Brutalitäten einzelner Beamten, welche fast durchgängig aus baier'schen Landeskindern zu wählen, allerdings kein geringer Fehler war. Etwas zu dem Nationalhass mochten auch die Reminiscenzen und die blutige Invasion des Churfürsten Max Emanuel und Wendome im Jahre 1703 beigetragen haben. Allein der Verf. läßt auf der andern Seite wieder den guten Willen der baier'schen Regierung, besonders des Königs und namentlich den spätern Bemühungen des Kronprinzen Ludwig, als Gouverneur des Landes, die Wunden des

durch diese blutigen Kriege zerrissenen Landes zu heilen, volle Gerechtigkeit widerfahren, im Gegensatz zu der bekannten Persidie Napoleons, der gar nicht die Absicht hegte, Tyrol Baiern zu lassen, sondern darum die Empörer mit wenigen Ausnahmen so mild behandelte, ja ihnen sogar ihre alten Rechte lassen zu wollen heimlich und öffentlich versprach, wenn sie sich freiwillig dem Königreich Italien anschließen wollten. Da sie dies nun nicht thaten, so zerstückelte er das Land, so daß Baiern nur einen Theil, den andern aber Illyrien und Stalien bekam. Was die schwankende und im Verhältnisse zu der Aufopferung der Tyroler fast feige und perfide Politik der Oesterreicher anlangt, so hat Hr. v. Hormayr dieselbe nicht geschont und besonders die Unfähigkeit und Fahrlässigkeit des Marquis von Chasteler verdienstermaßen in ihrer Blöße dargestellt. Allein nicht eben so unpartheilich ist er über sich selbst, denn obwohl er sich alle Mühe giebt, sich von dem ihm häufig gemachten Vorwurfe zu reinigen, als habe er sich nur darum krank gestellt, als die Sachen schlecht gingen, um sich so auf gute Manier in Sicherheit zu bringen, so will das doch nichts sagen, denn ein Mann, der von sich selbst (Bd. 1, S. 211) sagt, es sei kein Proklam, kein einziger Ausruf, nicht eine Verfügung erlassen worden, die nicht aus seiner Feder geflossen, mußte zur Zeit der Noth stärker sein als die Krankheit und mußte ein Volk nicht im Stiche lassen, daß er doch namentlich fast ganz allein insurgirt hatte. Uebrigens ist auch jene Behauptung nicht einmal gegründet, denn Hofer hat ja während der ersten und zweiten Abwesenheit Hormayr's Proklamationen genug erlassen, und dann haben denn auch jene Proklamationen nicht allein das Verdienst, Tyrols Aufstand gegen die Fremdherrschaft erregt zu haben, sondern ohne den Einfluß Hofer's, Speckbacher's, Aschbacher's, Haspinger's, Ennemoser's und ihren Einfluß und unermüdlige Thätigkeit beim Volke hätten sie das nicht ausgerichtet, was Hr. von Hormayr ihrer Gewalt zuschreibt. Denn wenn auch die Versprechungen österreichischer Hülfen den Aufforderungen jener Männer, sich gegen Baiern und Frankreich zu erheben, allerdings erst Gewicht gaben und die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in Aussicht stellten, wie kam es denn, daß, als Hr. von Hormayr bei der zweiten Krisis nach dem Friedensabschlusse Tyrol mit den österreichischen Truppen verließ und Oesterreich offen die treuen Tyroler zur Unterwerfung gegen ihre neuen Herren aufgefördert und ihnen nicht mehr helfen zu können erklärt hatte, gleichwohl der letzte, so traurig endende Aufstand noch versucht wurde, der doch wahrlich von der reinsten und uneigennützigsten Vaterlandsliebe und Treue zeugt? Ueberhaupt ist das die unangenehmste Seite des ganzen Werkes, daß Hofer's Verdienst fast ganz in den Schatten gestellt wird und als Resultat sich ergibt, daß er nur ein blindes, gedankenloses Werkzeug Hormayr's gewesen. Denn zugegeben, daß seine Fähigkeiten gering waren, so hat er

sich doch bei sehr vielen Gelegenheiten als guter Anführer bewährt und ohne Zweifel die große Gabe besessen, die Zuneigung und Anhänglichkeit seiner Landsleute nicht bloß erworben, sondern auch zu fesseln gewußt zu haben. Dann aber hat sein Ausbarren in der Noth, wo Alles verloren war, und sein mannhafter Tod zu Mantua wohl bewiesen, daß er ein echt deutscher Mann gewesen, ein Muster der alten Biederkeit und Einfalt im besten Sinne des Wortes. Denn daß er sich eben nicht aus der Schlinge ziehen wollte, wie Andere, gereicht ihm zum Ruhme und würden ihm solche Fähigkeiten schwerlich zu einem Nationalcharakter gemacht haben, wie er dies trotz den Nachreden seiner Feinde, die ihm Bigotterie, Aberglauben, Starrköpfigkeit etc. vorwarfen, sonder Zweifel geworden ist. Man sieht hierin den gesunden Sinn des Volks, es läßt sich seinen Helden nicht nehmen, mag ihn auch die giftige Zunge des Neides und der Undankbarkeit beslecken, und der Name Hofer's wird genannt werden, wenn die Nachwelt den jener klugen Leute längst vergessen haben wird. Im Gegensatz hierzu dürfte die Apologie Brede's, der noch heute in Tyrol den Charakter und Namen eines Nordbrenners führt, schwerlich Stich halten, und jene Grausamkeit den Franzosen allein aufzubürden, die doch Brede zum größten Theile ausgeführt hat. Daß der interessantesten Einzelheiten das Buch viele enthält, braucht nicht erst gesagt zu werden, wie denn überhaupt als Geschichtsquelle jener Freiheitskriege schwerlich ein besseres wird geschrieben werden, wenn man eben jene der Persönlichkeit des Verfassers leicht zu verzeihenden Ausstellungen abrechnet, die ich eben erwähnt habe. Noch muß ich einer sonderbaren Stelle des Inhaltes von Bd. 2, S. 8 gedenken, die so lautet: „Hofer — hingerichtet. Nach vierzehn Jahren bringt das jugendfrische Wagniß dreier Tyrol befreundeter Jägeroffiziere Hofer's irdische Reste zu den Gräbern der Landesfürsten. — Dem Kaiser gefällt es zu legt selber und die Stände bedanken sich!“

Was den Styl anlangt, so ist das ganze Werk mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschrieben, die es zu einem wahren Volksbuche zu machen verdient, in sofern ein mit wissenschaftlichen Principien und dem gehörigen historischen Apparat, wie dieses, versehenes Geschichtswerk ein solches werden kann. Auch das Aeußere ist sehr schön ausgestattet, Druck und Papier wie immer bei Brockhaus vorzüglich, und die allerdings etwas zahlreichen Druckfehler durch die Entfernung des Verfassers leicht zu entschuldigen.

J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben. Mit 3 Kupfern. Leipzig, Brockhaus. 1845.

Herr Wolf übergiebt uns in diesem Buche eine Fortsetzung seiner niederländischer Sagen, welche 1843 in

demselben Verlage erschienen waren, und hat zugleich darin gezeigt, wie er, wenn irgend Jemand, besonders zu dieser Art von Studien geschickt ist. Der mitgetheilten Märchen sind 40, der Sagen aber 438, die sämtlich sehr gut erzählt sind. Seine Quellen sind theils Chroniken, theils Exempelbücher des katholischen Mittelalters, theils mündliche Ueberlieferung, und nur ist es zu bedauern, daß der eigentlich rein deutschen Sage bei weitem nicht der größte Theil des Mitgetheilten angehört, sondern sehr viele sich auf Belgien und Friesland beziehen, weshalb der Titel „deutsche Sagen“ wohl nicht ganz passend als Collectivtitel sein möchte. Daß übrigens Hr. Wolf aus den Specialsammlungen deutscher Provinzialsagen fast nichts entlehnt, sondern größtentheils Neues, und wenn dies nicht, doch anders Erzähltes mittheilt, gereicht ihm nur zur Ehre, und macht sein Werk auch darum für die Sagenvergleichung um so werthvoller, wenn es auch zu wünschen gewesen wäre, daß er vielleicht bei der Angabe der Quellen der einzelnen Stücke etwas mehr bemüht gewesen wäre, beizufügen, wo dieselbe Sage noch anderwärts wiederkehrt, wie denn auch die Anmerkungen, angeblich weil Hr. Wolf seine Bibliothek nicht bei der Hand gehabt, nur sehr sparsam ausgefallen sind. Daß sich übrigens diese Sammlung noch ungenutzt vermehren läßt, versteht sich von selbst, auch wenn man den großen von Prätorius in seinen verschiedenen Werken, auf die Hr. Wolf allerdings gar keine Rücksicht genommen hat, zusammengebrachten Sagenschatz nicht excerpieren will, z. B. stehen oft dergleichen höchst merkwürdige in Büchern, wo man sie nicht sucht, wie um eines anzuführen, in der bekannten *Mensa philosophica*, wo im 4. Buche im 40. Capitel folgende merkwürdige, auch wegen des darin vorkommenden Eigennamens jedenfalls auffallende Geschichte steht. „Ein Novize drehte in einem Kloster den Bratspieß am Feuer, da traten zu ihm an die hundert Unterirdische (*pygmaei*) herein, einer hinter dem andern, und jeder derselben hatte ein Stück Holz auf der Schulter, und sie sprachen: wo wird Herr Hardwein (*Hardevvinus*)

sitzen? Und siehe da, es traten ihrer noch mehrere herein und trugen den Herrn Hardwein auf den Armen und machten einen Sitz von den Holzstücken und setzten den König Hardwein darauf neben das Feuer. Hierauf aber schlug ein Jeder, den König an der Spitze, sein an dem Bratspieß ab und entfernte sich. Der Novize aber warf zornig den Fasan ins Feuer und wollte ihn nicht mitessen.“ Es dürfte ziemlich schwierig sein, den Sinn dieser jedenfalls niederdeutschen Sage anzugeben. Eine andere fast gar nicht zu übersetzende steht ebendasselbst im 23. Capitel von einer besessenen Nonne zu Wesel 2c. Und so dürften sich noch manche dergleichen noch unbekannte Sagen und Märchen zerstreut finden, welche zu sammeln der Mühe verlohnen würde. Zu beklagen ist es, daß gerade für unser Vaterland hierin noch fast gar nichts geschehen ist, denn die poetischen Bearbeitungen sächsischer Sagen von Ziehnert und Egnitz haben zwar das Verdienst, durch ihre populäre Auffassungsweise dieselben allgemeiner gemacht zu haben, allein erstlich sind doch von ihnen aus begreiflichen Ursachen nur die gewählt worden, welche ihnen geeignet schienen, sich in Versen behandeln zu lassen, dann aber fehlen auch, eben weil sie keine wissenschaftliche Sammlung geben wollten, alle Angaben über die von ihnen bei den einzelnen Sagen benutzten Quellen, und doch haben wir fast von jeder sächsischen Stadt eine Chronik, welche Material genug enthalten. Wie groß aber der Sagenschatz besonders der Erblande Sachsens ist, beweist schon die große Zahl von Ziehnert im dritten Bande seiner Volksagen angeführten Sagen, über die er nirgends nähere Nachrichten gefunden zu haben bedauert. Ueber die Form eines für die sächsische Geschichte so wichtigen Buches kann nach den Mustern der Gebrüder Grimm, Temme, Kuhn, Bechstein, Müllenhoff, San Marte 2c. 2c. keine Frage mehr obwalten.

Was das Äußere unseres Buches, Druck und Papier anlangt, so ist dieses so, wie es die Officin eines Brockhaus zu liefern pflegt, und der Preis darum sehr mäßig. 22.

D r e s d e n .

C o n c e r t .

M o n a t D e c e m b e r .

1) Am 4. — Frau **Dr. Clara Schumann**, Pianistin.

2) Am 9. — **Drittes Abonnement-Concert.**

3) Am 18. — Prof. **J. Küttel**, Flötist.

1) Die Leistungen dieser Künstlerin auf dem Piano sind schon so vielfältig gewürdigt, sind so bekannt und anerkannt, daß ihr Name allein hinreicht, einen reichen

Genuß dem Hörer zu verbürgen, und daß die Kritik jeder allgemeinen Charakteristik überhoben ist. Wenn wir deshalb die einfache Erklärung abgeben, daß sie in allen Vorträgen, welche sie heute zu Gehör brachte, jenen wohlverdienten Ruf glänzend gerechtfertigt habe, so könnte das vollkommen ausreichen, wenn es sich nicht gleichzeitig um eine interessante Auswahl von vorgeführten Novitäten handelte, die eine Besprechung um so mehr erheischen, als dazu hier so selten nur Gelegenheit geboten wird. Nichts darum über den präcisen, klaren und in jeder Beziehung gelungenen Vortrag der großen Fuge (C dur) von Sebastian Bach; nichts über die Innigkeit und Zartheit, womit die Künstlerin das „Wiegentied“ von Henselt — nichts über die glänzende Bravour und die Sinnigkeit, womit sie das „Lied ohne Worte“ (C dur, aus dem 6. Hefte) von Mendelssohn — nichts endlich über die charakteristische, geistreiche Auffassung, womit sie Chopin's bekannte „Ballade“ (in As) zu Gehör brachte. Das waren kleine, wenn auch sehr erfreuliche Zugaben. Vorzugsweise interessirte uns ein neues Concert für Pianoforte von Rob. Schumann, einmal weil das ein Feld ist, das die wenigsten Componisten, die jetzt so viel mit Etuden, Fantasien, Reverien, Nocturnen u. s. w. zu thun haben, anbauen (und solche Beschränkung ist lobenswerth, denn es gehört zu jener Arbeit mehr als die gewöhnliche, mit etwas glänzendem Flitter mühsam nur verhüllte Oberflächlichkeit unserer meisten Virtuosen) — und dann, weil sich hier unwillkürlich der Vergleich mit dem wenige Tage zuvor nur von derselben Künstlerin vorgetragenen Henselt'schen Concerte darbot, das freilich vor dieser Composition Rob. Schumann's völlig in das Nichts versank. Wir gestehen offen, seit langem nicht eine so interessante Pianofortecomposition gehört zu haben, als dieses Concert, dem wir nur den leisen Vorwurf — wenn das anders ein Vorwurf zu nennen ist! — machen möchten, daß es vermöge der durchaus selbständigen, schön und interessant geführten Orchesterbehandlung bei weitem mehr eine Instrumentalfantasie mit Piano in Concertform (denn nicht selten tritt gerade die Pianopartie fast etwas zu sehr in den Hintergrund) als ein wirkliches Clavierconcert ist. Das trifft indeß nur die Form, und wir haben nichts dagegen, wenn man in dieser Erweiterung derselben einen Fortschritt sehen will. Schön erfundene, geistreich durchgeführte, interessante Motive, sehr wirksame und saubere Instrumentirung, wohlthuende Abrundung der Form, gemüthliche Zartheit und Innigkeit neben Energie und leidenschaftlicher Kraft, kenntnißreiche Verwendung der Effecte ohne Effecthascherei, Klarheit und Durchsichtigkeit neben geistreich verschlungener Arbeit, melodiöse und charakteristische Behandlung des Piano neben so viel Brillanz und Bravour, daß auch der Virtuose sich dabei befriedigt fühlen kann, künstlerische Einheit in Idee und Ausführung: wo das Alles sich vereinigt, da kann über den Werth einer Composition wohl

kein Zweifel obwalten. Die leidenschaftliche Kraft und Tiefe des ersten Satzes (A moll), mit dem beruhigenden Gegensatz des zweiten Thema — das seelenvolle, in Mozart's Geist geschriebene Andantino (F dur) — das leichtfreudige, humoristische Rondo (A dur): welchen Satz für den gelungensten wir erklären sollen, wir wissen es nicht. Sie sind aus einem Gusse, aus einer poetischen Idee entsprungen, und leicht ließe sich aus diesen Tönen heraus ein Stück Geschichte eines Menschenherzens schreiben! — Daß die Concertgeberin ihre Partie mit großer Begeisterung ausführte, dürfen wir nicht erst sagen; aber daß das Orchester durch sehr präcise und discrete Ausführung des schwierigen Accompagnements sich auszeichnete und durch geistig belebte Auffassung das Verständniß erhöhte, wollen wir eben so wenig verschweigen. — Das neue „Duo“ zu vier Händen (Manuscript) von Mendelssohn-Bartoldy, durch die Concertgeberin und Hrn. M. D. Ferd. Hiller im Geiste des Componisten und mit vollster Bravour vorgetragen, hat, unbeschadet seiner einzelnen Schönheiten, wohin wir meisterhafte Durchführung, effectvolle Brillanz und Klaviermäßigkeit rechnen, uns bei weitem weniger zugesagt. Es fehlt den Melodien die tiefere Empfindung, wenn sie auch edel, hübsch und ansprechend sind; es weht nicht ein so warmer poetischer Hauch über dem Ganzen, die Reflexion tritt hier und da zu deutlich hervor, und die sehr lange Introduction, das viele, wenn auch höchst brillante und glücklich erfundene Passagenwerk prägen dem Tonstücke den Charakter einer gewissen Monotonie auf, die nur für den Kenner durch die bewundernswürdige Gewandtheit und Sicherheit aufgehoben wird, mit welcher M. die Form in allen ihren Gestaltungen zu behandeln versteht. —

An Orchestersätzen hörten wir zuerst eine „Lustspielouverture“ von Ferd. Hiller (Manuscr.). Hübsch erfundene, doch nicht ganz freie Themata, gewandte Durchführung der Motive, geistreiche Behandlung derselben und sehr wirksame Instrumentation empfehlen das Werk. Aber der Titel scheint uns, wenn nicht verfehlt, so doch nicht bezeichnend genug: zu unsern modernen Lustspielen paßt diese Overture nicht, ihr Hauptthema ist geradehin sentimental und nur ein, von den Bläsern durchgeführtes Thema weist eine Komik nach, die wir sonst in der Behandlung vermissen. Sollte dem Componisten irgend ein Shakespeare'sches Werk vorgeschwebt haben, an welches seine Tondichtung sich anlehnt? Fast möchten wir es glauben. — Eine „Overture“ von Rob. Schumann hat uns auch nicht vollkommen befriedigt. Ihre Motive sind nicht bedeutend genug, und obwohl wir deren tüchtige und geistreiche Durchführung, die verständige Orchestration u. s. w. nicht verkennen, so macht das Ganze doch keinen rechten Totaleindruck; es scheint zu sehr aus der Reflexion hervorgegangen. Dagegen müssen wir das daran sich schließende „Scherzo und Finale“ unbedingt als

sehr werthvoll anerkennen. Es lebt in beiden Sätzen — das Thema des Scherzo hätte vielleicht noch eigentümlicher sein können — eine Frische, es prägt sich in ihnen, namentlich im letzten, ein so kecker, unwiderstehlich mit sich fortreisender Humor aus, vorzugsweise die rythmische Gliederung ist eine so eigentümlich erfassende, daß wir sie als bedeutende Orchesterwerke der allgemeinen Beachtung empfehlen dürfen, ein schöner Beweis von dem immer künstlerischer sich abrundenden, zu immer größerer Klarheit und Ruhe sich gestaltenden Talent des Componisten.

Ueber die Gesangpièces dieses Concerts: zwei sehr hübsche Lieder von R. Schumann (die Lotosblume und der Nußbaum) und eine Arie, wenn wir nicht irren von Pacini — ein leichtes und fades Bravourkunststückchen — berichteten wir lieber gar nicht. Der Vortrag der Lieder, obwohl weder charakteristisch tief, noch sonst ansprechend, möchte noch hingehen; wie aber Fr. S. Franchetti eine Bravourarie dem Dresdener Publikum vortragen konnte, zu der ihr alle gründliche italienische Gesangesausbildung abgeht (die Solosolaturen waren verwischt: „was fällt, das fällt!“ — der übermäßig oft angebrachte Triller ein wahrer Bockstriller, das Portament ein Heulen, die Stimme ziemlich klanglos und abgesungen), vortragen konnte mit einer selbstgefälligen Sicherheit, als könne man das gar nicht besser und schöner machen: das wäre uns unbegreiflich, wenn wir nicht leider, die maßlose Selbstüberschätzung sogenannter Künstler und Künstlerinnen auf und außer der Bühne oft genug schon kennen gelernt hätten. — Das Orchester führte seine Aufgaben unter Hille's Leitung mit Lust und Liebe aus. Der Besuch, d. h. der wirklich einträgliche, war bedauerlicherweise ein sehr spärlicher: Warnungstafel für concertlustige Virtuosen!

2) Das dritte Abonnement-Concert, das letzte des ersten Cyclus, hat in Auswahl und Ausführung Kritik und Publikum zu Dank verpflichtet. Man eröffnete dasselbe mit C. M. v. Weber's Duvertüre zum „Berserker der Geister“, einem interessanten, wenn auch seinen bekannteren Duverturen nicht gleichstellenden Orchesterwerke, und schloß es mit Franz Schubert's, des der Kunst so früh entrissenen, originellen und beliebten Liedercomponisten, großartiger „Symphonie“ in C dur. Dieses Werk ist bei weitem nicht so bekannt, als es zu sein verdient, und man kann das nur bedauern, da wir über zu großen Reichtum an tüchtigen, derartigen Orchesterwerken seit Beethoven wahrhaftig uns nicht zu beschweren haben, ohne daß wir mit diesem Ausspruche eine Verkennung so mancher Schönen an den Tag legen wollen, das uns auch auf diesem Gebiete die Meister der Neuzeit geboten. Frz. Schubert war nicht nur glücklicher, reichbegabter Liedercomponist — und fast nur als solchen kennt man ihn bei uns —; seine Frische, das eigentümlich lebendige, specifisch Musikalische, das ihm innewohnte, trug sich auf

seine Instrumentalcompositionen in gleicher Weise über. Auch sie enthalten eine Fülle von Gedanken, eine Tiefe der Empfindung, oft eine Genialität der Erfindung, eine Wahrheit der Charakteristik, und einen Reichtum von originellen Zügen, die ihnen einen bleibenden Werth sichern und nur bedauern lassen, daß die Parze zu früh den Lebensfaden ihm abschnitt, als daß er jene künstlerische Ruhe und Besonnenheit, jenes classische Maßhalten, jene wohlmotivirte, freiwillige Beschränkung, jene feiner ausarbeitende Kraft und Sorgfalt in der plastischen Bildung sich hätte aneignen können, die eben bei Instrumentalcompositionen unerläßliche Bedingung um so mehr sind, als hier ein Ausschweifen in das Unbestimmte und damit eine gewisse äußere Haltlosigkeit bei schöpferischem Reichtum nur zu leicht eintritt, damit aber dem Hörer eine Aufgabe gestellt wird, deren Lösung er, nicht von gleichem innern Drange getrieben, stets vergeblich versucht, weil ihm die dem geistigen Auge des Tondichters gegenwärtigen Ideengestaltungen in nebelhafte Gebilde zerrinnen.

Was wir hier im Allgemeinen über die Vorzüge und Mängel der Schubert'schen Instrumentalcompositionen in kurzen Umrissen angedeutet, gilt auch nach beiden Seiten von der heute aufgeführten Symphonie, bei der wir in allen Sätzen — allenfalls mit Ausnahme des Scherzo — eine zu große Breite und Gedehntheit zu beklagen haben, die in keiner innern Nothwendigkeit begründet ist, vielmehr nur als Folge eines noch nicht vollständig zu wahrhaft künstlerischer Ruhe und Selbstbeherrschung geklärten Bewußtseins, eines Ideendranges, der sich auch mit der weitesten Ausführung noch nicht selbst genug gethan zu haben meint, vielleicht auch einer gewissen Absichtlichkeit, die noch nicht vollkommen errungene Selbstständigkeit durch ein Haschen nach neuen Wendungen zu ersetzen, durch formelle Extension die noch nicht zur vollständigen Concentrirung gelangte Intensität zu verhüllen, sich kundgiebt. Um so gewichtiger müssen aber da die wirklichen Vorzüge eines Werkes in die Wagschale fallen, wenn man trotz jenes Mangels bekennen muß, daß es bei dem Werke in Rede dennoch zu einer Uebersättigung, zur Langeweile durchaus nicht kommt, daß das Interesse, selbst wo es auf Momente zu erschaffen scheint, immer auf's Neue wieder angeht und bis zum Schlusse, mit seiner grandiosen, von den Messinginstrumenten prächtig und groß getragenen Tubelmetodie, erhalten wird. Viel zu dem schönen, befriedigenden Eindrucke des für das Orchester selbst technisch sehr schwierigen Werks trug allerdings die tüchtige Ausführung, die geistreich-verständige Auffassung, die begeisterte Reproduktion bei, welcher man ein klares Verständniß wie die daraus hervorgehende Lust und Liebe recht deutlich anmerkte, und die um so mehr Anerkennung verdient, als eine unglückliche Störung (das bedauerliche plötzliche Unwohlwerden einer Dame) das momentane Aufhören der Musik im ersten Satze bedingte, eine Störung, die natürlich nicht ohne allen

Einfluß auf die Stimmung der Hörer wie der ausübenden Musiker bleiben konnte. Den Solisten am Horn, der Hoboe und Clarinette, wie in der Symphonie so in der Ouverture, sind wir wegen des schönen, weichen und vollen Tones ebenso wie wegen ihres angemessenen Vortrages Dank schuldig; nur hätten wir gewünscht, daß die Stimmung der beiden letzten gegeneinander im ersten Satz der Symphonie eine reinere gewesen wäre.

Die Wahl des schönen, klassischen Pianofortconcerts von Mozart (D moll) müssen wir als eine sehr glückliche bezeichnen. Sie ward das noch mehr durch den trefflichen, gediegenen, echt künstlerischen und begeisterten Vortrag des Hrn. Mus.-D. Ferd. Hiller, der durch denselben aufs Neue sein schönes Talent lebendiger Auffassung und tiefen Eingehens in die Intentionen der Componisten bewährte. Die im ersten Satz eingelegte, sehr werthvolle Cadenz war indeß doch zu lang, und die Reminiscenz aus dem zweiten Satz in der Cadenz des letzten schien uns nicht recht in innerem Zusammenhang zu stehen. — Mad. Palm-Sparger sang die herrliche, von Mozart später componirte, hier auf der Bühne unseres Wissens nie gesungene Arie der Gräfin aus „Figaro“: *Al desio di chi t'adora*, und eine ziemlich flache Bravourarie von Otto Nicolai. Das Urtheil, das wir in dies. Bl. (Nr. 11 vom vor. J.) über die Künstlerin ausgesprochen, wüßten wir in keinem Punkte zu modificiren. Kräftige und ausgiebige, klangvolle Stimme, die auch der Zartheit nicht entbehrt, tüchtige Schule (nur der Triller gelang nicht allemal), reine Intonation, saubere Coloratur und ein unverkennbares Streben nach Charakteristik des Vortrags ist ebenso anzuerkennen, als der Mangel an Seele, an Tiefe der Empfindung, eine gewisse ruhige Kälte, die den Vortrag eben immer als Kunstleistung erscheinen läßt, nicht erwärmt, nicht begeistert — zu beklagen ist. Und das moderne Verschleppen des Tempo im Andante der Mozart'schen Arie, das der Dirigent vergeblich zu beschleunigen sich bemühte — die mancherlei forcirten Ritardando's im Thema des Allegro derselben, die natürlich kleine Unebenheiten im Accompanement hervorriefen, machten keinen günstigen Totaleindruck. Den Vortrag der Arie von Nicolai müssen wir als angemessen bezeichnen. Verlangen ja solche Compositionen nichts weiter, als ein tüchtiges Herumtummeln auf dem Paradeferde modernster Bravour und Eleganz. Bei so viel Schönem nimmt man so ein hors d'oeuvre wohl mit in den Kauf. — Hoffen wir, daß der zweite Cyclus unserer Abonnement-Concerte uns ebensoviel Gelegenheit zu freudiger Anerkennung darbiete. Wahrscheinlich werden bis dahin auch die Schäden an der Bedachung des Saales ausgebessert, damit nicht die Besucher abermals dem strömenden Regen Preis gegeben sind, und noch manche andere Unbequemlichkeiten sich beseitigen lassen.

3) Acht Tage vor Weihnachten ein Concert? — Gewiß ein sehr gewagtes Unternehmen, und wir wer-

den uns schwerlich in der Annahme irren, daß der Concertgeber dies Wagniß schwer empfunden haben dürfte, obwohl der Saal ganz ungemein gefüllt war. Aber der Schein trügt, namentlich in Betreff der Zahl der Concertbesucher, wo man immer Schein von Wirklichkeit, wenigstens für die Kasse, sehr scharf zu sondern hat. Flötenconcerte sind nun überdies nicht gerade die Mignons des Publikums, was wir demselben — wird nicht etwas ganz Ausgezeichnetes geboten — auch durchaus nicht verdenken mögen, und wir meinen, auch das heutige wird schwerlich eine andere Ansicht erzeugt haben. Der Concertgeber, früher Professor seines Instruments am Prager Conservatorium, hat das Seine redlich gelernt, und wenn man die innere Künstlerschaft lernen könnte, so hätte er's gewiß auch gethan. Ein erfolgreiches Studium ist nicht zu verkennen, aber zum Künstler im höheren Sinne gehört eben noch mehr, als reine Intonation (ein Paar verunglückte Töne dürfen wir wohl der Befangenheit zu Gute rechnen), guter Ansat (wir betrachten es als einen Vorzug Hrn. K.'s, daß man bei seinem Spiele das Anblasen des Instruments nicht hört), Fertigkeit und Sicherheit, — einige unklare oder mangelhafte Passagen, die durch tadellose Ausführung anderer, weit schwierigerer wieder vergessen gemacht wurden, wollen wir auch einem unglücklichen Zufall zuschreiben — und diejenige technische Ausbildung, welche den Anforderungen gewachsen ist, die man heut zu Tage an Virtuosenleistungen zu stellen sich berechtigt halten darf. Wenn wir in Bezug auf die eben angedeuteten Punkte dem Concertgeber gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so können wir doch auch die Mängel nicht verschweigen, welche sich uns gezeigt haben. Dahin rechnen wir zunächst den eines vollen, schönen und klangreichen Tones, der uns um so mehr befremdet hat, als nur dadurch bei der Flöte die sentimentale Monotonie beseitigt werden kann. Sein Ton ist matt und hat keine Rundung, auch keine Färbung, und das greift allerdings mit in das Gebiet der Kunst des Vortrags hinüber, deren Erwerbung wir bei dem Concertgeber sehr schmerzlich vermissen — es fehlt ihm an Geist und Seele; das Ganze klingt etwas hölzern, da alle feineren Nuancirungen und Schattirungen, außer den Forte und Piano fehlten, und erinnerte an die gute alte Zeit in der Menge von Doppelschlägen u. s. w., die namentlich in der zuerst vortragenen Pièce, einer bekannten Flöten-Fantasia von A. B. Fürstenau, bis zum Uebermaße oft vorkamen. Dies sowie die Wahl des zweiten Stückes, einer sehr schwierigen Fantasia von Böhm, wollte auch nicht recht für den feiner ausgebildeten Geschmack oder die Eleganz des Concertgebers sprechen. Die Weihe des Künstlers fehlt, und dieser Mangel schien auf das gesammte Concert einen lähmenden Einfluß zu üben. Auch das Orchester — dasselbe, was in den Abonnement-Concerten wirklich so Anerkennenswerthes geleistet hat, unter derselben Leitung des Hrn. Mus.-Dir. Ferd. Hiller — war weder in Stimmung, noch in Uebereinstimmung, und es kamen

in allen Orchesterfäden die auffallendsten Fehler vor, selbst Mendelssohn-Bartholdy's Ouverture: „Meeresstille und glückliche Fahrt“, die im ersten Abonnement-Concert befriedigend ausgeführt wurde, litt hier an sehr bedeutenden Mängeln. Daß dies auch bei der neuen „Symphonie“ von Ferd. Brandenburg: „die Mähr von den drei Inseln: Corsika, Elba und Helena“, der Fall war, dürfen wir danach wohl kaum erst versichern. Daß die Bezeichnung Symphonie durchaus für dieses Werk nicht passe, scheint der Componist sehr wohl gefühlt zu haben, indem er demselben sofort noch den Titel: „musikalisch-dramatisches Tongemälde“ hinzufügt. Wir lieben dergleichen Compositionen nicht, die um irgend einen Zusammenhang, irgend eine poetische Idee erkennen zu lassen, erst eines erklärenden Textes (hier eines wirklich schönen Gedichts von Ludwig von Erfurt) bedürfen, und demselben theilweise selbst in recht krasser Wortmalerei auf den Fersen folgen. Die Berechtigung dieser Zwittergestalten indeß bei ihrem Vorhandensein nun einmal zugestanden, läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sich Tüchtigkeit von Talent in der Composition geltend machen, die Aufmunterung verdienen. Die Instrumentirung ist sorgfältig und nicht ohne Wirkung, wenn auch keineswegs neu und zu sehr mit Blech überladen. Tiefe der Erfindung, Neuheit der Motive, oder große Kunst u. Gewandtheit der Durchführung (Festhalten und Repetitionen des Themas halten wir dafür nicht) haben wir zu bemerken wenig Gelegenheit gehabt, auch haben uns die Meister, deren Studium der Componist vorzugsweise getrieben, sich recht deutlich zu erkennen gegeben. Der Gedanke, die Marsseilaise zur Veranschaulichung der Rückkehr Napoleon's von Elba zu benutzen, ist ein sehr glücklicher, würde aber bei weitem mehr wirken, wenn nicht die Länge der darauf folgenden Ausführung, an der überhaupt alle drei Theile laboriren, den Eindruck wieder zerstörte. Die Hauptgedanken sind für eine Symphonie nicht bedeutend genug, und das dreimal wiederkehrende süße Nebenmotiv, den Gesang der Meerfrauen andeutend, klingt zu sehr nach Donizetti, um als selbstständige Erfindung gelten zu können; auch hätten wohl die Traumerinnerungen des Kaisers in der dritten Abtheilung auf eine künstlerische und weniger dem leeren äußern Effect angehörige Weise (Wiederholung eines Motivs aus dem ersten Theile im Nebenzimmer) angedeutet werden sollen. Trotz aller dieser Ausstellungen möchten wir dem Componisten Talent nicht absprechen, und wünschen ihm nur Bescheidenheit genug, seine Mängel zu erkennen, und ernstem Fleiß zu weiterer Ausbildung. Das Gedicht ward von Herrn Quanter gesprochen. — Je mehr wir die Gefälligkeit stets anerkannt haben, mit welcher Frl. Babnigg in öffentlichen und Privatconcerten mitzuwirken pflegt, und je weniger wir gegen die Wahl von oft faden Bravourarien und anderem Flistertand für diesen Zweck an sich etwas erinnern haben: um so entschiedener müssen wir die heutige Auswahl mißbilligen. Die sogenannte

„Bravourarie“ von Puccitta ist nichts weiter als ein recht schweres Solfeggio ohne Sinn und Verstand, das bei weitem mehr Aufwand an physischer Kraft erfordert, als der jungen Künstlerin zu Gebote steht. Daher das schluchzende, höchst unschön hörbare Athemholen, das doch wahrhaftig keinen Kunstgenuß gewährt, und so manches Andere, das wir nicht weiter urgiren wollen. Außerdem sang Frl. B. „zwei Lieder“ eigener Composition, und wir gestehen offen, daß wir das am wenigsten von einer jungen Dame begreifen. Glaubt Frl. B., dergleichen flache Dilettanten-, ja Schülerarbeiten seien gut genug für das Publikum? Denn daß sie diesen Compositionen irgend einen höheren künstlerischen Werth beilege, können wir fast nicht glauben. Weshalb denn dieses Hervordrängen in die Deffentlichkeit mit so schwachen Producten? Mag sie immerhin Lieder componiren, mag sie dieselben im engern Kreise vortragen — das wird ihr Niemand verargen. Aber einem Concertpublikum dergleichen zu bieten, das ist bisher noch nicht dagewesen, das zeugt von einer eiteln Selbstgefälligkeit, deren ernster Rüge wir uns gern überhoben gesehen hätten. Wir haben Herrn Ferd. Hiller aufrichtig bedauert, dem das traurige Loos gefallen war, zu einem solchen Clavieraccompaniment sich hergeben zu müssen. Aus Achtung vor sich selbst, wenn nicht schon aus Achtung vor dem Concertgeber und dem Publikum, hätte Frl. B. diese Piecen nicht wählen dürfen zu öffentlichem Vortrage. W. J. E. E.

Königl. Hoftheater.

Sonnabend, 20. Decbr. — Zum ersten Male:
Die Erlehmühle, oder: Der Jäger und der Wildschütz. Oper in einem Acte von C. F. Berger. Musik von B. C. Philipp.

Wir haben einen error in calculo gut zu machen. Neulich standen wir nämlich in dem Wahne, man würde mit den „Haimonskindern“ die Opernovitäten für das laufende Jahr in würdiger Weise beschließen, und hatten nicht bedacht, daß die in rubro verzeichnete Novität, deren Aufführung auf der Bühne am Sinder'schen Bade schon im verwichenen Sommer einmal auf dem Repertoire stand, noch ihr Recht geltend machen würde, um das Duzend der neuen und neu einstudirten Opern des Jahres 1845 zu erfüllen. Also: wir haben uns geirrt! Jedemfalls ist der Irrthum verzeihlich, wenn man die Launenhaftigkeit unseres Repertoires erwägt, und verliert seine ganze etwaige Wichtigkeit, wenn wir das Genre fester in's Auge fassen, dem diese Novität unbestritten angehört. Sollten wirklich Dichter und Componist die Naivetät besessen haben, dieses Product mit dem Namen „Oper“ zu bezeichnen, so hätten wir wohl von der Regie mit Recht erwarten dürfen, daß

sie diesen hochtrabenden Titel in den passenden — zum unleugbaren Vortheil der Schöpfer — umtaufen werde. Wir vermögen das Werk nur mit dem Worte: „Liederspiel“ zu charakterisiren; die Rechtfertigung werden wir demnächst geben, und wenn wir uns auf den der Beurtheilung hierdurch gebotenen Standpunkt stellen, müssen wir das kleine Werk schon als ein erfreuliches bezeichnen, das wenigstens mehr Werth hat, als so manche der uns vorgeführten Vocalpossen, Vaudevilles u. s. w., wenn wir auch jenen Werth als einen dauernden nicht bezeichnen mögen.

Der Verfasser der „Bastille“, der „Maria von Medicis“ u. s. w. hat hier ein Stückchen Familienscene geliefert, das sich freilich sehr im Kreise der Alltäglichkeit bewegt und auf dramatische Behandlung eben keinen Anspruch macht. Der Müller Kaspar will seine Tochter Annchen an den reichen, aber äußerst einfältigen und, wie es scheint, liederlichen Bauer Welten verheirathen. Tochter und Mutter ziehen indeß den Revierförster Falk vor, den der Alte nicht leiden mag, weil er bei einer Wilddieberei von Jenem gepfändet worden ist. Kaspar verreisst und überträgt dem (dummen!) Welten den Schutz der Mühle, obwohl er eine Menge von Müllergefellen u. s. w. hat; Welten aber läßt sich durch einen, unter der Maske eines alten, bettelnden Husaren sich einschleichenden Räuber beschwären und verblüffen, weil dieser ihm durch einen Zauber Annchen's Liebe zu verschaffen verheißt. Die Räuber erscheinen in der Mühle, Welten wird geknebelt und dem heimkehrenden Kaspar geht es nicht besser. Unterdeß aber hat der Förster früher schon sich dort eingefunden und ist, um von Welten nicht gesehen zu werden, in eine Kammer versteckt worden, aus der er nun zu gelegener Zeit durch ein großes Fenster (das in das Zimmer führt!) heraus springt, die eben mit ihrem Raube abziehenden vier Spigbuben erschießt — oder auch nicht, denn die vorgefundenen Doppelflinten sind nur mit Schrot geladen — worauf dann sämtliche Insassen der Mühle, ein kleines Heer, erscheinen, den Hauptspigbuben gefangen davonführen, und Alles ein erwünschtes Ende nimmt, d. h. „sie kriegen sich“, nämlich Falk und Annchen, und Welten tröstet sich mit der Aussicht, sofort eine andere Dirne zu heirathen. Voilà tout! — Von großer Spannung ist nicht die Rede, das Ganze sieht einer dialogisirten Erzählung sehr ähnlich. Der Dialog ist fließend, aber weder geistreich, noch witzig — sondern ziemlich flach, und die Handlung gewinnt durch die Menge eingestreuter Lieder nicht, die sie eben nur in ihrem Fortschreiten aufhalten.

Wenn wir nun dem Ganzen nicht einmal die Bezeichnung Singspiel oder Operette zugestanden, sondern es — obwohl eine Arie, ein Duett, Terzetten und sonstige Ensemblestücke darin vorkommen — als Liederspiel charakterisirt haben, so findet das seinen Grund darin, daß diese Nummern alle überwiegend den Liedercharakter in der Form wie in der melodischen Erfindung

und Ausführung an sich tragen, und nirgend ein tieferes dramatisches Element, selbst in engeren Rahmen gefaßt, hervortreten lassen. Als einzige Ausnahme möchten wir das Sextett mit Chor, Nr. 10, gelten lassen, wo auch der Dichter zu einer Art dramatischer Gestaltung sich erhebt, und wo ihn der Componist auf angemessene Weise unterstützt, so daß wir daraus in Bezug auf den Letzteren auf ein, wenn auch nicht eben bedeutendes, dramatisches Talent schließen möchten. Uebrigens enthält das Werkchen angenehme und ansprechende, wenn auch nicht eben tiefempfundene oder originelle Melodien, und der Componist verräth für dieses Genre im echt deutschen Stile — und das ist ein Vorzug — glückliche Anlage, wenn auch das Streben nach Volksthümlichkeit, die hier charakteristisch bedingt ist, ihn bisweilen zu Trivialitäten verleitet. Am besten haben uns Kaspar's Wildschützlied (Nr. 2), Welten's Liebeslied (Nr. 9) und die sogenannte Arie Annchen's, Nr. 5 (wenn nur der Schlusssatz nicht ein so trivialer Balzer wäre!) zugesagt. Eben so sind die Schlusssätze der beiden Terzette Nr. 1 und 3, des Duetts Nr. 6, und des Quartetts Nr. 8, ansprechend. Das Husarenlied Nr. 4 und das Jägerlied Nr. 7 sind doch zu fade und werden durch die Trompeten-, resp. Hornbegleitung nicht besser, wie denn die Instrumentation überhaupt wohl verständig und nicht überladen, aber eben auch nichts weiter ist — ein Grund mehr, daß die Ouvertüre bei dem Mangel an eigentlich interessanten und prägnanten Motiven keinen Eindruck zurückläßt. Auch der Schlußgesang ist zu unbedeutend, und fast scheint der Componist darauf gerechnet zu haben, daß das Publikum, wie denn auch heute geschah, schon während desselben das Haus verlassen werde. In der Anlage und Durchführung des Ensemble's ist Hr. Philipp nicht glücklich. Er nimmt hier und da einen Antaus, aber es wird nichts Bedeutendes. Im Anfange verleugnet er den Liedercharakter nicht, und in der späteren Verbindung der Stimmen vermißt man noch die Selbständigkeit: es singt eben Jeder, wie es der Harmonie angemessen ist, ohne daß es zu einem eigentlich eindrucksvollen Zusammenwirken käme. Die Einheit in der Mannichfaltigkeit fehlt. Die Aufnahme des Werkchens war so, wie es eine derartige Kleinigkeit, die als willkommener Lückenbüsser einmal einen Theaterabend ausfüllen hilft, verdient.

Hr. Fischer reicht mit seiner Stimme für diesen Kaspar nicht aus, da ihm die Kraft in der Tiefe durchaus mangelt, so daß man ihn in den Ensembles häufig gar nicht hörte, während der Vortrag seines Liedes zu breit war, und die zu häufige Repetition eines keineswegs witzigen Bonmot's störte. Der einfältige, leichtgläubige, hasenherzige Welten war bei Hrn. Böhme in den besten Händen, wenn wir auch in einzelnen Momenten von einiger Uebertreibung ihn nicht ganz freisprechen mögen: die Partie verträgt das, und die Charakteristik in Maske, Haltung und Spiel war

gelingen und sehr ergötlich; er hielt durch seine Komik das Werk. Aber sein Gesang ... doch davon ist schon mehr als zu oft die Rede gewesen! Hr. Risse vermag weder einen alten bettelnden Husaren, noch einen verschmitzten Räuber darzustellen; Haltung, Sprache, Mimik — Alles paßt nicht dazu; und sein Gesang, namentlich im Husarenliede, war unrein, klanglos, forcirt. Wie man einem solchen Sänger die Ausbildung jüngerer Kräfte für die Bühne anvertrauen kann, ist uns unbegreiflich. Hrn. Curty's Stimme entwickelt sich erfreulich, wenn auch der Beifall in derselben noch nicht ganz sich verloren hat; es wäre ihm nur mehr Beschäftigung zu wünschen, da auch im Spiele ein ernstes Streben unverkennbar ist. Als Revierförster Falk war er nur etwas zu sentimental und zu vornehm, und namentlich auf Flüssigkeit des Dialogs wird er anhaltendes Studium zu wenden haben. Fräulein Babnigg führte die Gesangpartie Annchen's gelungen aus, wenn wir auch in der Arie mehr Charakteristik gewünscht hätten, und die Stelle im Quartett: „Das ist ja meine Kammer“, statt der flachen Pruderie mehr

ländliche Verschämtheit hätte zeigen sollen. In Sprache und Haltung vermiften wir die Gemüthlichkeit und Natürlichkeit der Müllerstochter; sie spielte das „Blondchen“ in Mozart's Entführung. Das breite Betonen der Endsyllben im Dialog ist, wenn auch aus dem lebenswerthen Bestreben nach Deutlichkeit hervorgegangen, nicht schön. Mad. Wächter war in Gesang und Spiel eine wackere Müllersfrau, wie sie denn überhaupt in derartigen gemüthlichen Mütterrollen stets noch sehr Anerkennenswerthes leistet.

W. J. S. C.

Reper to i r.

Decbr. 18. Der Zauberschleier. — 19. Tannhäuser. Oper. — 20. Die Liebe im Eckhause. — Zum ersten Male: Die Erlehmühle, oder: der Jäger und der Wildschütz, Oper in 1 Acte von G. P. Berger, Musik von B. C. Philipp. (S. oben.) — 21. Die Dame von Saint-Tropez. — 22. Der Brief aus der Schweiz. — 23., 24., 25. Kein Schauspiel.

F e u i l l e t o n.

Aus der rühmlichst bekannten Medaillenmünze von G. Loos zu Berlin ist abermals ein in Schnitt und Prägung trefflich ausgeführtes Werk, eine Medaille auf den verstorbenen Bürgermeister Schlüter zu Hamburg, hervorgegangen. Die Hauptseite enthält das nach einem Delgemälde gefertigte Bildniß des Verstorbenen in festlicher Amtskleidung, mit der Umschrift: David Schlüter. J. U. D. Consul Hamburgensis; die Rehrseite zeigt das reich verzierte Familienwappen, mit der Umschrift: Natus d. 17. Maii 1758. Denatus d. 16. Junii 1844.

Der Reisebericht eines Missionärs enthält einige Notizen über die religiösen Verhältnisse der Muhamedanerinnen: Die Mädchen werden niemals in eine Schule geschickt, eben so wenig hält man es für nöthig, daß Frauen am öffentlichen Gottesdienste theilnehmen. Ihre Hauptpflichten sind dagegen, die Gräber ihrer Verstorbenen oft zu besuchen, zu schmücken und die einfachen Grabsteine von Zeit zu Zeit weiß zu

übertünchen. Der Muhamedaner glaubt, daß die Seele des Verstorbenen an jedem Freitage (Fest- oder Ruhetag) das Grab besuche, worin seine irdische Hülle ruht. Besonders sind an diesem Tage die Begräbnißplätze mit Frauen und Mädchen angefüllt, welche sich mit den Seelen ihrer vorangegangenen Lieben laut unterhalten, als ob sie ihnen sichtbar wären. Man erzählt den geliebten Schatten alle Familienereignisse, ja sogar Tagesneuigkeiten, und entfernt sich erst nach Sonnenuntergang, mit dem Versprechen, baldigst wiederzukehren.

In England leben mehr als 18,000 Zigeuner.

Bei den Alten bestand der Gebrauch, daß, wenn große Herren ein Verbrechen begangen hatten, ihre Sklaven dafür gefoltert und bestraft wurden; somit war die Sache abgethan, und der Herr konnte wieder neue Schandthaten begehen. 25.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.